

VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. ...

Redaktion und Expedition: 80. (26), Elisabeth-Ufer 55. Ausgabe für Speditoren: „Volksblatt“, Deutstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet. Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.

Nr. 31.

Sonnabend, den 1. August 1891.

V. Jahrgang.

Politische Notizen. — Soziales aus Norwegen. — Das Frauenstimmrecht und die Sozialdemokratie. — Die Entwicklungssphäre. — Zur Lage der Handlungsgehilfen. — Der Ausbau des Systems der Volksgesetzgebung in der Schweiz. — Produktion und Technik. — Gedicht. — Novelle. — Beiträge zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. V. — Sodenreformatorische Anklagen. — Sozialistische Programme. — Rein Rothland. — Verschiedenes.

Politische Notizen.

Buttkamers erste That. Pommersche Blätter melden: Der königliche Oberpräsident der Provinz Pommern erläßt in dem Amtsblatt der königlichen Regierung zu Köslin eine Verordnung, nach welcher auf öffentlichen Begräbnisplätzen das Halten von Reden der Personen weltlichen Standes von der vorherigen Genehmigung der Polizeibehörde abhängig ist. Ebenso ist das Singen von Liedern ohne Zustimmung des begleitenden Geistlichen und wo solcher fehlt, ohne besondere Zustimmung der Polizeibehörde nicht zulässig. Uebertretungen dieser Verbote werden mit Geldstrafe bis zu 60 Mk. geahndet.

Da wir gerade bei Herrn von Buttkamer sind, können wir mit Rührung konstatieren, daß auch das Spitzelthum unter dem sogenannten neuen Kurs noch lustig weiter gezüchtet wird. Der Magdeburger „Volksstimme“ geht folgendes Schreiben zu:

Mit dem Polizeikommissar Schmidt wurde ich durch eine Untersuchungssache bekannt. Eines Sonnabends Abends kam der Geheimschutzmann Boorsch zu mir in die Wohnung und bestellte mich zum Sonntag Mittag nach der kleinen Ulrichstraße in das Bureau des Polizeikommissar Schmidt. Ich bin dieser Bestellung gefolgt, der Polizeikommissar erklärte mir, daß ich in einer andern Angelegenheit zu ihm bestellt sei, als ich vielleicht ahne. Ich möchte ihm, dem Polizeikommissar den Gefallen thun und vom Allgemeinen Arbeiterverein in Sudenburg vier Programme kaufen, weil ein Polizeibeamter so leicht keine Bekanntschaft bekommt. Ich wußte nun nicht, wozu Herr Schmidt diese Programme gebrauchen wollte, ahnte wenigstens keine Falle für den Allgemeinen Arbeiterverein dahinter und nahm den Auftrag an. Herr Schmidt gab mir eine Mark für meinen Weg. Als ich die vier Programme dem Kommissar überbrachte, bezahlte er mir dieselben. Ferner stellte er mir den Antrag: ich sollte nach dem Vereinsvermögen gehen und dort spionieren, wer kleine rote Karten verkaufe, ein Muster von diesen zeigte er mir, etwaige Geldauslagen versprach er mir zu ersetzen. Hier sah ich, wozu mich der Polizeikommissar Schmidt haben wollte und ich schauderte. ... nun schenkte er mir ein Programm und 2 Mk., um das Vergnügen mitmachen zu können, ich ging nach dem Gieseler, hielt mich aber kaum 2 Stunden auf. Nach einiger Zeit kam eines Abends der Geheimschutzmann Boorsch wiederum zu mir und bestellte mich zum Polizeikommissar Schmidt. Ich folgte auch dieser Aufforderung. Nunmehr bot mir der Kommissar Schmidt an, ich solle mich in den Sudenburger Gefängnis an den Kommissar Schmidt einen Brief, worin ich ihm Vorwürfe machte, daß er mich zu einer solchen „ehrflosen That“ verleitet habe, diesen Brief sandte ich durch meine Frau an ihn. Der Herr Kommissar Schmidt ließ mir darauf durch meine Frau sagen, „ich sei selbst Schuld daran, ich hätte viel zu viel vor Gericht ausgesagt.“ er, der Kommissar, habe viel mehr Arger durch meine Aussage als ich. Dieses alles der Wahrheit gemäß. Joh. Trautner.

Das ist ganz die von früher her bekannte Manier, wie man unglückliche Arbeiter, die zu harmlos waren, die Kniffe zu durchschauen, zu Polizeiwerkzeugen gemacht hat. Eines Kommentars enthalten wir uns aus bekannten Gründen. Unsere Leser werden sich ja wohl das Nötige selbst denken können.

Soldaten als Konkurrenten der „freien“ Arbeiter. Für die Einleitung eines für die Firma Janzen in Hamburg bestimmten Waggon wurden den Arbeitern statt des üblichen Preises von 6 Mk. nur

3 Mk. geboten. Da die Arbeiter absolut nicht in der Lage waren, die Arbeit hierfür verrichten zu können, so wurde die Entladung durch Marinejoldaten besorgt. Vor nicht gar langer Zeit wurden in Friedrichsdorf mehrere mit Kohlen beladene Fahrzeuge ebenfalls durch Marinejoldaten gelbächt. Die dabei benutzten Wagen trugen ebenfalls die Firma Janzen.

Ein neuer Uriaasbrief wird in unserem Hannoverischen Parteiorgan abgedruckt:

Namen der Arbeiter. Bredenbeck, 29. April 1890. Anführer: Ueber Herr Reine! Nebenstehende Steinbauer, wo der Bildhauer G. Kufnolegler von ist, werden vielleicht der eine oder der andere um Arbeit anfragen, ich bitte deshalb, keinen davon anzunehmen, selbst wenn sie einen Fremdzettel haben. Mehreres nächstens mündlich. Besten Gruß. Ebr. Mensing. NB. G. ... würde Euch höchstens die Leute verderben. D. D.

Dem Fleiß der preussischen Minister stellt die „Kölnische Zeitung“ ein glänzendes Zeugnis aus. Das Blatt schreibt: Im preussischen Ministerium herrsche trotz der Sommerferien eine ganz außerordentliche Thätigkeit. Nur der Justizminister und der Kriegsminister seien abwesend, alle übrigen Minister mit dem Reichskanzler in angestrengter Thätigkeit, so daß einzelne Minister, wie Riquel, Thielen, von Jellitz, ebenfalls keinen Sommerurlaub nehmen würden. Das Finanzministerium beschäftige sich namentlich eifrig mit Abfassung eines — Formulars für die Selbstbeschätzung. Man hofft, mit legerer Arbeit bis zum Herbst fertig zu sein.

Die Untersuchung wegen der Stempel-fälschungen in Bochum hat nach der „Weiß. Volksztg.“ durch die Vernehmung zahlreicher Belastungszeugen hinreichende Anhaltspunkte dafür ergeben, daß „Unregelmäßigkeiten“ thatsächlich in großem Umfange auf dem „Bochumer Verein“ seit Jahren betrieben worden sind und Herr Baare davon gewußt hat. Die Anzahl der vernommenen Zeugen mag hundert bereits übersteigen und doch konnten erst die in Bochum selbst oder dessen näherer Umgebung wohnenden vor den Untersuchungsrichter geladen werden. Ein großer Theil der Zeugen ist aber ganz Deutschland verstreut und kann erst später veranlaßt werden, seine Aussagen zu Protokoll zu geben. So ist die Lage der Dinge. Die Untersuchung wird mit aller Macht gefördert, und wenn dieselbe bisher nicht zum Abschluß gelangte, so liegt dies nur an dem überaus reichhaltigen Belastungsmaterial, welches dem Herrn Untersuchungsrichter gegen Baare und Genossen zur Verfügung gestellt werden konnte.

Aber die Sache wird immer noch interessanter. Die „Weiß. Volksztg.“ enthält wieder neue Anschuldigungen gegen unseren braven Schienensklaver:

Bei Besprechung des „Falles Baare“ ist mehrfach daran erinnert worden, daß der Leiter des „Bochumer Vereins“ unter denjenigen gewesen sei, welche bei Inaugurierung der „nationalen“ Wirtschaftspolitik dem Fürsten Bismarck als Berater zur Seite gestanden sind. Inwiefern dieses zutreffend ist, sind wir nicht in der Lage zu entscheiden. Thatsache ist jedoch, daß sich Herr Generaldirektor Baare einen nicht geringen Antheil an dem Zustandekommen der Zollgesetzgebung zuschreibt und nicht müde wird, in seinen Handelskammerberichten den „Segnungen des mächtigen Eisenzolles“ ein begeistertes Loblied zu singen. ... Nun sollte man denken, daß ein Mann, welcher die Vortheile des Eisenzolles in so hohem Grade zu würdigen weiß, an alles Andere eher als daran dächte, sich diesem Bolle zu entziehen, wo er ihm selbst lästig wird. Und doch hat die geschändete Geschäftsmoral des Herrn Baare auch dieses Kunststück fertig gebracht. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Zollgesetzgebung die Errichtung sogenannter zollfreier Eisenlager auf dem deutschen Stahlwerken gestattet. Diese Einrichtung hat den Zweck, eingeführtes, englisches Roheisen, aus welchem zur Ausfuhr bestimmtes Eisenmaterial hergestellt werden soll, unter Zollverschluss zu halten, bis dasselbe unter Aufsicht von Zollbeamten in Stahl umgewandelt und zu Eisenbahn-Material für das Ausland verarbeitet wird. Für dieses Eisenbahn-Material wird nach der Ausfuhr der errichtete Eisenzoll im Betrage von 15 Mk. für die Tonne zurückerstattet. Eine Tonne Eisen ist nicht viel; dieselbe reicht gerade zur Anfertigung

von drei Schienen aus, so daß also für jede aus englischem Roheisen angefertigte Schiene, welche in das Ausland geht, fünf Mark Eisenzoll rückvergütet werden. Nun ist aber das englische Roheisen nicht allein zur Anfertigung von Schienen und sonstigem Eisenbahnmateriale verwendbar. Dasselbe eignet sich vielmehr auch zu manchen anderen Dingen und wird insbesondere zur Anfertigung von Werkzeugstahl den meisten Eisensorten deutschen Ursprungs entschieden vorgezogen. Es steht nichts im Wege, natürlich gegen Entrichtung des Eisenzolles, englisches Roheisen in beliebiger Menge zur Anfertigung von Werkzeugstahl einzuführen; allein im Nachbereiche des Herrn Baare sagte man sich, in diesem Falle sei der Eisenzoll kein Segen, sondern ein Fluch, dem man sich zu entziehen suchen müsse. Man operirte nun in der Weise, daß man statt der von den Zollbeamten herausgegebenen Eisenblöcke englischen Ursprungs deutsches Eisen zur Anfertigung des für das Ausland bestimmten Eisenbahnmateriale verwendete, sich hierfür den Eisenzoll zurückerstattet ließ, während man das englische Roheisen zu Werkzeugstahl verarbeitete. So hat man es im Nachbereiche des Herrn Baare getrieben und diese Machenschaften sind Herrn Baare nicht unbekannt geblieben.

Der zur Zeit auf einer Erholungsreise abwesende Chefredakteur Zusangel desvollmächtigt uns zu der öffentlichen Erklärung, er wolle beweisen, daß

- 1. die Zollbeamten des Herrn Baare die oben geschilderten Eisenzoll-Hinterziehungen in großem Maßstabe betrieben haben, und daß
- 2. diese Machenschaften Herrn Baare nicht unbekannt geblieben sind.

Herr Baare behauptet dieses Mal zur Abwechslung, die Sache ist nicht wahr. Sonst lautete bekanntlich seine Entschuldigung: „Geslickte Schienen laufen überall mit“, zu deutsch: Die anderen Schlotbarone sind auch Hallunken.

Ein internationaler Holzarbeiter-Kongreß findet am 15., 16. und 17. August d. J. in Brüssel statt. Wir entnehmen darüber der „Tischler-Zeitung“:

Was die vorläufige Tagesordnung betrifft — internationale Organisation, internationale Solidarität bei Streiks, der achtstündige Arbeitstag und die Gründung eines internationalen Organes — so messen wir dem zweiten Punkte derselben eine besondere Bedeutung bei. Eine internationale Vereinigung wird in Anbetracht der verschiedenartigen Verhältnisse in den einzelnen Ländern schwer zu schaffen sein, ebenso dürfte für ein internationales Organ heute die nöthige Grundlage noch kaum vorhanden sein; mit dem achtstündigen Arbeitstag wird sich der zu gleicher Zeit stattfindende Sozialistenkongreß einigender befassen.

Was aber heute schon viel mehr als eine akademische Bedeutung hat, was heute schon praktische Erfolge verspricht, das ist die internationale Solidarität bei Streiks. Diese Internationalität hat sich gerade im heurigen Jahre — bei dem Streik der Wiener Buchdrucker — schon trefflich bewährt, wenn auch trotz alledem diese Internationalität den erwähnten Streik nicht einem siegreichen Ende zuzuführen vermochte.

Eine seltsame Enthüllung macht ein „Ostpreuße“ in einem Artikel der „Kreuz-Ztg.“ gelegentlich einer Polemik gegen die „Königsb. Hart. Ztg.“ Der „Ostpreuße“ verdächtigt die patriotische Gesinnung der Landwehr und des Landsturms und erzählt zum Beweise für seine Behauptung, daß z. B. die Offiziere jener sächsischen Landwehren, die aus den sozialdemokratischen Industriebezirken im vorigen Jahr zur Uebung eingezogen waren, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, daß wiederholt auf die Führer geschossen wurde.

Das sächsische Kriegsministerium hat daraufhin der „Kreuzzeitung“ eine Berichtigung eingefandt, wonach die Mittheilung jeder thatsächlichen Begründung entbehren soll.

Eine Kellnerinnenbewegung in Berlin zu organisiren sind in der letzten Zeit mehrfach Versuche gemacht worden. Die Lage dieser Unglücklichen ist freilich beklagenswerth genug, allein wir glauben, daß die Vetreffenden, welche sich an die schwere Aufgabe gemacht haben, dieses Lumpenproletariat zu organisiren, denn doch in einen falschen Idealismus verfallen sind. Gewiß machen wir den unglücklichen Mädchen keine Vorwürfe — sie gehören eben mit zu den Opfern der Gesellschaft, und auch sie werden einst mit erlöst werden. Aber eine andere Sache ist es, von diesen gänzlich verfunkenen Menschen erwarten zu wollen, daß sie mit eigener Kraft an der Besserung ihrer Lage arbeiten können. Das ist eben unmöglich, wenn man auch natürlich einige Ausnahmen immerhin herausfinden mag.

Charakteristisch für die bürgerliche Presse ist, daß der größte Theil derselben die trotz ihrer unklaren Senti-

mentalität doch jedenfalls edlen und hochherzigen Bemühungen glaubt in der frivolsten Weise behandeln zu müssen. Cynischer und gemeiner konnte kein Louis die Sache darstellen, wie diese — nun ja, allerdings — Vertreter der geistigen Prostitution. Die „Volkzeitung“ sollte sich schämen, daß sie sich in einer derartigen Gesellschaft befindet — oder will sie, und namentlich Herr Elcho, der ja in der Mehrlingsaffäre eine wenig beneidenswerthe Rolle gespielt hat, die Mehrlingschen Zeiten möglichst schnell in Vergessenheit bringen?

— Eine Genossenschaftsbäckerei in Berlin wird von spießbürgerlichen Elementen der Berliner Genossen geplant. Indessen sind in der Volksversammlung, welche sich mit dem Projekt beschäftigen sollte, nur gegen 70 Personen erschienen, darunter natürlich sehr viele Gegner. Damit wird das Projekt denn wohl zu Grabe getragen sein.

— Reziprozitätsvertrag der Vereinigten Staaten mit Venezuela. Wie die „New-Yorker H.-Ztg.“ mittheilt, wurde das Auswärtige Amt in Washington vom Gesandten der Vereinigten Staaten in Caracas benachrichtigt, daß der Kongreß von Venezuela den Präsidenten autorisiert habe, ein Reziprozitätsabkommen auf Basis der Reziprozitätsklausel im McKinley-Tarif mit der Regierung der Union zu treffen. — Eine Bestätigung der Ausführungen, die wir in voriger Nummer gelegentlich des Handelsvertrages mit dem spanischen Westindien machten.

— Die Klassenjustiz hat in Rom gelegentlich der Maifeier-Gedanten wieder ihre Triumphe gefeiert. Ein Angeklagter ist zu 3 Jahren 2 Monaten, 6 sind zu 3 Jahren und 5 Tagen, einer zu 2 Jahren 7 Monaten und 5 Tagen, 17 zu 2 Jahren 6 Monaten und 5 Tagen, 2 zu 2 Jahren und 1 Monat, 3 zu 1 Jahr und 6 bis 11 Monaten, 14 endlich zu 2 Monaten und weniger verurtheilt worden; diese letzteren wegen Beschimpfung der Polizisten. (Zarte Ehre der Polizei!) Sieben Angeklagte wurden freigesprochen. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Rom geschrieben, es herrsche vielfach die Ansicht vor, daß die Strenge des Urtheils durch das Verhalten der Verurtheilten am 1. Mai nicht begründet sei und daß rein politische Motive für die empfindliche Strafe, welche ein Theil der Verurtheilten erleidet, maßgebend gewesen sind. Diese Ansicht findet um so mehr Boden, als man sonst in Italien Widerstand gegen die Staatsgewalt sehr milde beurtheilt und die italienischen Richter an sich zu drakonischen Urtheilen nicht sehr geneigt sind, wenn die Strafthat nicht gerade einen politischen Charakter hat.

— Die belgische Föderation der sozialistischen Studenten und gewissen Studenten erläßt folgenden Aufruf:

Kommissionen! Die Föderation der sozialistischen Studenten und gewissen Studenten Belgiens veranstaltet einen allgemeinen Kongreß der Vereine der Studenten und gewissen-Studenten, welcher in Brüssel bei Beginn des Studienjahres 1891/92 stattfinden wird.

Ohne die Tagesordnung dieses Kongresses bereits festsetzen zu wollen, meinen wir, daß unsere Beratungen einen doppelten Charakter tragen werden: einen theoretischen und einen praktischen.

Einen theoretischen: denn wir haben die unabweisliche Pflicht, unsererseits energisch mitzuwirken, alle Arbeiter zu demselben Zweck zu vereinigen — der Arbeiter mit dem Handwerkszeug und mit der Feder, mit den Muskeln und mit dem Hirn.

Uns, die wir zugleich wohl unserer Herkunft nach mit der Bourgeoisie zusammenhängen, aber durch den Geist der Gerechtigkeit auch mit dem Proletariat, uns geziemt es, die aufsteigende Entwicklung der Arbeiterklasse zu begünstigen und die wissenschaftlichen Kenntnisse, welche eine privilegierte Stellung uns erlaubt hat uns zu erwerben, in ihre Dienste zu stellen.

In kurzer Zeit werden wir uns also vereinigen. Indem wir die Gegensätze der Klassen beseitigen helfen, werden wir die Sache der Arbeiter fördern; indem wir den patriotischen Egoismus der Nationen mißbilligen, werden wir den internationalen Kampfsplatz frei machen für das Ringen nach Gerechtigkeit und Gleichheit.

Bekannt mit unseren Bestrebungen haben die Studenten Englands, Frankreichs, Rumäniens und der Schweiz sich noch vor Veröffentlichung dieses Aufrufs für die Theilnahme an diesem Kongreß erklärt. Wir fordern Euch auf, das gleiche zu thun und Euch mit uns ins Einvernehmen zu setzen über den Zeitpunkt und die Tagesordnung unserer Zusammenkunft.

Die belgische Föderation schlägt folgende Punkte vor:

1. Volksunterricht und Erziehung.
2. Die politische Rolle der Studenten.
3. Regelung der Arbeit.
4. Internationale Föderation aller sozialistischen Zitel.

Die duldsamste Brüderlichkeit wird unsere Debatten leiten und wir würden glücklich sein, wenn wir selbst diejenigen Theilnehmer sähen, welche, ohne unsere Ansichten über den Sozialismus in Hauch und Bogen zu unterschreiben, die Ansicht haben, daß solidarische Zusammenstehen der menschlichen Gattung die Pflicht aller ist, welcher religiösen oder philosophischen Richtung sie anhängen mögen.

In der Hoffnung, daß Ihr auf unsere Appell antworten werdet, hoffen wir, bald unsere Stimmen, liebe Brüder, mit den Euren zu vereinigen in dem Rufe: „Hoch der internationale Sozialismus.“

Für die „Fédération des Etudiants et anciens Etudiants socialistes“!

Das „Comité fédéral“:
Georges Desuisseaux, Brüssel; Louis Debrouckere, Brüssel; Emile Vandervelde, Brüssel; Henrion, Antwerpen; Boednach, Gent; W. Verrebaert, Gent; Demarteaux, Vöge; Rolhaut, Mons; Rousseau, Mons.

NB. Am Kongreß können theilnehmen alle Studenten oder gewissen Studenten von konstituirten Gruppen oder als einzelne. — Alle Mittheilungen, Anfragen u. sind zu richten an den: Secrétaire fédéral: 517, Avenue Louise à Bruxelles.

— Der frühere Redakteur dieses Blattes, Conrad Schmidt, hat sich als Privatdozent in Zürich habilitirt. Die Habilitation an einer deutschen Universität war ihm wegen seiner Schrift „Die Durchschnittsproritate auf Grundlage des Marx'schen Werthgesetzes“ unmdglich gemacht. Noch nicht einmal zur Habilitationsprüfung ließ man ihn vorsichtiger Weise zu. Schmidt hat dann eine

Zeit lang gemeinschaftlich mit Max Schippel, dem Begründer des Blattes, die „Verl. Volkstribüne“ redigirt, und vom September bis Dezember vorigen Jahres nach Schippels Rücktritt selbstständig. — Trotzdem auch die Schweiz den Sozialisten gegenüber den Bourgeoisstaat hervorkehrt, ist eine derartige Beschränkung der Lehrfreiheit, wie bei uns, dort unmdglich, wo ja der Professor ganz cynisch als Klopffechter der herrschenden Klasse angesehen wird.

Soziales aus Norwegen.

Ueber die Behandlung der Armen in Norwegen giebt das schwedische Blatt „Dagens Nyheter“ folgende Schilderung: Da der Arbeitslohn in Norwegen ein höherer ist als in Schweden, reist jährlich ein großer Theil schwedischer Arbeiter nach dem Reichthum und mühen sich dort in harter Arbeit ab.

Die Arbeit bedingt ein häufiges Wechseln des Aufenthaltsortes und dieser ergibt wieder, daß dieselben kein Unterstützungsrecht erlangen können, da dieses Recht in Norwegen erst nach fünfjährigem ununterbrochenem Aufenthalt in einer Kommune erworben wird.

So lange die schwedischen Arbeiter im Stande sind, sich im Dienste der norwegischen Kapitalisten abrackern zu können, duldet man sie gern; trifft es aber, daß ihre Kraft verbraucht ist, daß sie verunglückt oder krank werden, so anerkennt die norwegische Behörde sie nicht mehr — sie werden einfach nach der schwedischen Grenze speidrt.

„Dagens Nyheter“ — ein kapitalistisches Blatt — erzählt in herzerregenden Worten, daß unter den per Schub befindlichen Arbeitern sogar mehrere theils geisteschwache, theils so hilflose Kranke sich befinden, daß deren Transport selbst unter den günstigsten Verhältnissen fast als eine Unmöglichkeit erscheinen müßte. Aber hier giebt es keinen Pardon. Sie werden Alle gleich einer Waare von Ort zu Ort, oft mehrere Meilen vorwärts und rückwärts, transportirt, von der Polizei nach dem Armenpfleger, von der Posthalterei in die Zelle wandernd, bis sie endlich in ihrem Heimathsorte anlangen.

In der kleinen schwedischen Grenzstadt Ed werden die Unglücklichen abgeliefert. Hier passiert bereits in den ersten Monaten dieses Jahres über 30 Personen: Geisteschwache, die Niemand zu behandeln versteht; schwache, todkranke Menschen, die eben vor dem Schub aus dem Bette geholt wurden; Verunglückte, die mit zerquetschten Gliedern in Gypsbandagen außer Stande waren, sich selbst zu helfen, und arme in Norwegen zu Fall gebrachte Frauen, die mit ihrem nur wenige Tage alten Kinde auf dem Arm kaum die nothdürftigsten Kleidungsstücke haben, ihre Blößen zu decken. Nach der Erntezeit, wenn der Arbeitslohn sinkt, steigt die Zahl der Heimtransportirten am höchsten.

Zu Anfang dieses Monats hatte die norwegische Behörde 7 schwedische Arbeiter nach der Grenzstadt transportirt. Der Zustand dieser Armen war jedoch ein derartiger, daß er den weiteren Transport unmdglich machte: zwei von ihnen befanden sich nämlich im sterbenden Zustande und einer war vom Wahnsinn befallen worden.

In der Grenzstadt Ed befindet sich weder ein Gasthaus noch eine Herberge, und da der Wartesaal der Eisenbahn Nacht geschlossen ist, so ist die Landstraße die einzige Zufluchtsstätte dieser Unglücklichen.

Ist dieses nicht eine durchaus unmenschliche Behandlung von armen und kranken Arbeitern? Selbst den verruchtesten Verbrechern bietet man eine solche nicht an!

Und was haben nun diese armen Arbeiter verbrochen, daß zu einem so herzlosen Vorgehen berechtigt? Nichts, als daß sie durch ihre Arbeitskraft den Geldsack ihres Arbeitgebers gefüllt haben!

Wie man sieht, ist die Raubgier und rücksichtslose Rohheit der Kapitalisten den Arbeitern gegenüber überall dieselbe.

Das Frauenstimmrecht und die Sozialdemokratie.

Zur Kritik des sozialdemokratischen Programms.

H. M. In dem neuen Programmwurf unserer Partei befindet sich unter den Forderungen an die heutige Gesellschaft u. a. auch die des Frauenstimmrechts. Alle über 20 Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts sollen für alle Wahlen und Abstimmungen gleiches und direktes Wahl- und Stimmrecht besitzen.

Die deutsche Sozialdemokratie ist damit die erste große Partei, welche auf dem europäischen Kontinent das Frauenstimmrecht auf ihr Banner schreibt; denn unseres Wissens befindet es sich noch in keinem Programm irgend einer der außerdeutschen Sozialdemokratien, geschweige denn in dem irgend einer bürgerlichen Partei der alten Welt. Hier waren es bisher nur immer einzelne Schriftsteller und Parlamentarier, welche für die Frauen das Stimmrecht verlangten, wie John Stuart Mill, John Bright u. a.

Dennoch ist es nicht etwas gänzlich Neues und Unerhörtes, daß diese Forderung von einer großen Masse von Menschen erhoben wird, neu ist nur, daß die Sozialdemokratie sich ihrer bemächtigt. In den Staaten der nordamerikanischen Union giebt es bereits seit einem halben Jahrhundert eine große bürgerliche Bewegung, welche auf die politische Gleichstellung des Weibes mit dem Manne hinarbeitet. Seinem ganzen Wesen nach ist das Frauenstimmrecht eine durchaus bürgerliche Forderung, so sehr sich auch die deutsche Bourgeoisie vor ihr als einer tollen Ausgeburt sozialdemokratischer Weltanschauung bekreuzigen mag. Jene Presse beweist damit nur die ganze Rückständigkeit der von ihr vertretenen Klasse; indem sie sich über dieses ihr als sozialdemokratisch erscheinendes Postulat lustig machte, spottete sie nur ihres eigenen Urevangeliums der gleichen Menschenrechte — sie weiß selbst nicht wie. Das Frauenstimmrecht ist die natürliche und notwendige Konsequenz der durch den Kapitalismus aufgelösten Familie. Mann und Weib sind vor dem

*) Wenn wir nicht irren, ist in einem nordamerikanischen Staat das Frauenstimmrecht bereits praktisch durchgeführt. — In Australien wird (soeben eine Gesetzesvorlage beraten, welche den Frauen das Stimmrecht verleiht. D. R.

Kapital gleich, treten sich als ebenbürtige Konkurrenten gegenüber. Es ist deshalb nicht einzusehen, mit welchem Recht der Kapitalismus dem einen vorenthalten sollte, was er dem andern gewähre. Wenn dennoch die bürgerlichen Parteien der alten Welt insgesammt gegen das Frauenstimmrecht eingenommen sind, so hat das seinen Grund darin, daß hier der Auslösungprozess der Familie sich sehr unvollständig vollzogen hat. Der Kapitalismus konnte sich hier nicht nach Herzenslust ausleben; überall stieß er auf Trümmer der alten Wirthschafts- und Gesellschaftsformation, die ihm Schranken setzten. Daher finden wir denn auch noch große Klassen von Frauen, die in ökonomischen Abhängigkeitsverhältnissen vegetiren und darin berart verkommen sind, daß sie nicht nur den auf ihre Befreiung gerichteten Bestrebungen gleichgültig, sondern sogar feindselig gegenüberstehen. Sie haben sich derart in ihre soziale Stellung als Dekorationsgegenstand, Lustwerkzeug und Aschenbrödel hineingelebt, daß sie das Gefühl ihrer Würde als Mensch eingebüßt, jegliches Selbstbewußtsein verloren haben. Sie hassen und verabscheuen es, frei und selbstständig zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen, wie jene Bauern, die, wie uns Arnold Ruge in seinen Memoiren einmal erzählt, gegen die Abschaffung der Leibeigenschaft und der Knute energisch protestirten. Es sind dies die Weiber des kontinentalen Groß- und Kleinbürgerthums, sowie auch zum Theil die des Bauernstandes. Daß diese Weiber heute das Stimmrecht nicht besitzen, ist nicht nur kein Schaden, sondern sogar ein Glück, da sie eine durch und durch reaktionäre Gesellschaftsform bilden. Durch ihre Theilnahme am politischen Leben würden sie den Befreiungskampf des Proletariats nur erschweren und in seinem Laufe aufhalten. Allerdings nur für kurze Zeit, denn das politische Leben würde mit der Zeit zerlegend auf die Familie zurückwirken, sie schneller auflösen.

Gegenwärtig aber bilden die Weiber noch ein nicht zu unterschätzendes Bollwerk der Reaktion. Es ist daher auch erklärlich, wenn Konservative für das Frauenstimmrecht eintreten, wie das z. B. in der Schweiz durch den kalvinistischen Muder und Professor Charles Secrétan in Lausanne geschieht.

Unzweifelhaft beschränkt sich aber der reaktionäre Charakter des Weibes auf die Frauen der Klassen, welche dem Proletariat gegenüber die „eine reaktionäre Klasse“ bilden; er erstreckt sich häufig genug auch auf die Proletarierfrauen, jedenfalls hält es schwerer, die Proletarierinnen für die Sozialdemokratie zu gewinnen, als ihre männlichen Genossen. Beweis dafür ist die verhältnißmäßig geringe Stärke der kontinentalen Arbeiterinnenbewegungen.

Die Jahrhunderte lange Abhängigkeit und Rechtlosigkeit des Weibes wirkt hier verhängnißvoll nach. Man sieht die Erbschaft, welche hier das Proletariat anzutreten hat, ist keine erfreuliche; hier gilt insbesondere das Wort von Marx in der Vorrede zum Kapital, wo er schreibt: „Neben den modernen Nothständen drückt uns eine ganze Reihe vererbter Nothstände, entspringend aus der Fortvegetation alterthümlicher, überlebter Produktionsweisen, mit ihrem Gefolge von zeitwidrigen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen.“ Die Unfähigkeit des Bürgerthums wird hier dem Proletariat zum Fluch. Ehe es daran gehen kann, seine eigene historische Mission zu erfüllen, muß es noch ein Stück Arbeit vollbringen, die das Bürgerthum nicht erledigt hat. Der Faden der geschichtlichen Entwicklung ist seinen kraftlosen Händen zu früh entfallen und da man nur weiter spinnen kann, wenn man dort anfängt, wo man aufgehört hat, so muß das Proletariat auch dort mit seiner Arbeit beginnen, wo sie das Bürgerthum verlassen hat, es muß noch ein Stück bürgerlicher Arbeit leisten, ehe an es seine proletarische gehen kann. Eine traurige Nothwendigkeit! Es ist, als ob die Bourgeoisie das Proletariat auch hier ausbeuten wollte!

Anstatt daß wir einen Gesellschaftszustand antreten in dem das Frauenstimmrecht besteht und die alte Familie total aufgelöst ist, müssen wir einen solchen erst schaffen. Trotzdem das Frauenstimmrecht ein bürgerliches Postulat ist, müssen wir es in das Programm der Sozialdemokratie aufnehmen und für seine Verwirklichung arbeiten. Wir haben also mehr zu thun, als das Proletariat Nordamerikas, wo sich die kapitalistische Wirthschaftsweise frei entfalten und ausleben konnte, unbeeinträchtigt durch feudale Trümmer und altväterliche Gefühle. Dort wäre von einer Einführung des Frauenstimmrechts nicht viel zu fürchten, wemgleich auch dort die reaktionäre Denkwelt und Empfindungsweise nicht ganz aus den Weibern verschwunden ist. Denn die Klassengegensätze sind dort schärfer und klarer; die europäische Form der Familie ist dort — amerikanisch, lockerer und loser, der Spielraum der Frau im öffentlichen und sozialen Leben ein viel größerer. Das alles erleichtert dem amerikanischen Proletariat seine Arbeit, von der ökonomischen Entwicklung garnicht zu reden, ganz ungemein.

Was folgt nun aus diesen Thatfachen für uns, für unser Vorgehen, unsere Taktik?

Etwa, daß wir mit dem Frauenstimmrecht eine Klasse von Frauen zu uns hinüberziehen sollen, die ihrem ganzen Wesen nach reaktionär ist? Das würde den proletarischen Charakter unserer Partei noch mehr verwischen, als es ohnehin schon geschieht. Die Gefahr ist so wie so schon groß genug, daß wir über der erwähnten bürgerlichen Arbeit, die wir zu leisten haben, unsere spezielle proletarische Mission vergessen. Soll die

uns daraus erwachsende Gefahr, jollen ihre korrumpirende Folgen vermieden werden, so muß die bürgerliche Arbeit gethan werden, bei gleichzeitiger energischer und unausgesetzter Betonung unserer revolutionären Stellung gegenüber der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Wenn wir das Frauenstimmrecht fordern, so geschieht es zunächst für unsere weiblichen Proletarier, nicht für die in Emanzipation machenden Bourgeoisweiber. Es wäre für uns das größte Unglück, wenn die Forderung des Frauenstimmrechts bewirkte, daß diese Sorte von Damen Führerinnen der sozialdemokratischen Arbeiterinnenbewegung würden. Das kann und wird aber nur verhindert, wenn wir ihnen einprägen, das bürgerliche und proletarische Emanzipation so himmelsweit verschiedene Dinge sind, wie bürgerliche und proletarische Sozialreform.

Die Agitation für das Frauenstimmrecht, die von unserer Seite ausgeht, muß daher sich von jener fern halten, welche ihrem Wesen nach bürgerlich und reaktionär ist. Wir dürfen ihr keine Vorspanndienste leisten, es wäre das ein Verrath an unserer eigenen Sache.

Oberflächlich betrachtet, könnte eine Verbindung der Arbeiterbewegung mit der bürgerlichen Frauenbewegung vorthellhaft erscheinen, insofern erstere dadurch erheblich wachsen würde. Leute, die so argumentiren, glauben, die große Zahl mache alles, sie bedenken nicht, daß eine Bewegung an Zahl wachsen und doch an Kraft und innerem Werth abnehmen und verlieren kann. Angenommen, eine solche Mischmischfrauenbewegung würde sich mit dem Frauenstimmrecht Einfluß verschaffen. Was wäre die Folge? Eine Unterstützung der revolutionären, proletarischen Bewegung? Keineswegs, das Gegentheil davon. Die Frauen würden mit allerlei Forderungen zum Familien-, Erb- und Sachenrecht kommen, die Gewerbeordnung verbessern u., von proletarischer Revolution nichts wissen wollen.

Wir haben also nicht nur kein Interesse an einer Bewegung für das Frauenstimmrecht ohne ausgesprochenen proletarischen Charakter, sondern müssen sie sogar von uns fern halten. Nur unter dieser Voraussetzung könnten wir uns für die Aufnahme des Frauenstimmrechts unter unsere Forderungen erwärmen.

Die Entwicklungsphrase.

Ein großes Unheil kann Marx anrichten, wenn er falsch verstanden wird. Davon hat in der Mittwochsverammlung unser etwas naiver Genosse Peus einen Beweis gegeben. Da er mit seinem Irrthum nicht allein steht und noch eine ganze Menge Kollegen hat, so wollen wir den Schaden einmal näher ansehen.

Nach dem Bericht des „Vorwärts“ hat Herr Peus gesagt:

„Es wird so viel über die Taktik der Partei gestritten, und man meint, wenn es nicht so oder so gemacht werde, dann würde die Partei in zehn Jahren nicht mehr existiren können. Dieser Anschauung tritt der eben zitierte Programmpunkt entgegen, indem er uns belehrt, daß die kapitalistische Produktionsform selber, die Entwicklung der Technik, das Maschinenwesen und vorwärts treibe. Die Eisenbahn ist der Revolutionär, — ein ganz anderer, als Wilhelm Berner! Die Verhältnisse bringen uns vorwärts, nicht die Personen!“

Das sieht nun sehr geschickt und überlegen aus, wenn man das so sagt; aber es ist trotzdem ein sehr großer Unsinn.

Freilich ist es schwer, wenn man erst einmal auf einem so erhabenen Standpunkt steht, und mit dem halbverdauten Marx im Magen auf die elende Wirklichkeit hinabsieht — freilich ist es da schwer, sich die etwas ungebildete und ungelehrte Frage vorzulegen, ob in der französischen Revolution „die Entwicklung“ oder die Bauern dem Adel den Garaus gemacht haben, und ob der Code civil von „der Entwicklung“ oder von Juristen geschrieben ist.

Man sollte es für sehr selbstverständlich halten, daß Handlungen eben nur von Menschen begangen werden können, und da Marx das auch für selbstverständlich hielt, so hat er das seinen Lesern nicht noch besonders ins Maul geschmiert. Er hätte es aber doch thun sollen, denn dann hätte er derartige Konfusionen verhütet, wie uns hier eine vorliegt.

Es fällt Marx nicht ein, zu behaupten, daß „die Entwicklung“ die Tauben brätet, und daß die Leute dann nur den Mund aufzumachen brauchen, damit sie ihnen hineinfliegen. Mit seiner materialistischen Geschichtsauffassung behauptet er ganz etwas anderes: die gesellschaftliche Entwicklung bestimmt das Denken der Menschen, und nach diesem Denken handeln die Menschen.

Man sieht, es kommt auch auf den Menschen bei der Sache an. Gewiß, die Verhältnisse machen ihre Einbrüche auf die Menschen nach den allgemeinen psychologischen Gesetzen, und deshalb geht die „Entwicklung“ auch sehr regelmäßig. Aber darüber darf man doch nie vergessen, daß es ja doch schließlich immer die Menschen sind, welche sie machen!

Eine Revolution kann nur gemacht werden, wenn es Leute giebt, welche sie machen.

Das ist eine sehr selbstverständliche Weisheit; und jeder vernünftige Mensch sieht das auch ein. Gerade derartige, zwar nicht gelehrte, aber vernünftige und richtige Anschauungen schätzen wir an unserem Genossen Berner, und wir wünschen nur, daß wir viele solcher Leute hätten, welche große agitatorische Fähigkeiten mit einer derartigen nüchternen und nicht durch unverständene Lektüre übergeschwappten Verstand vereinigen.

Daß die Partei bei einer schlechten Taktik in zehn

Jahren nicht mehr existiren würde, das hat natürlich noch niemand behauptet. Aber daß wir die Tauben selber rupfen und braten müssen, das steht doch wohl auch fest. Was nützen alle „Entwicklungen“! Peus scheint sich einzubilden, daß der einzige Endpunkt der „Entwicklung“ nur der soziale Staat sein könne. Wir können ihm noch einen Andern verrathen: Wenn das Proletariat nicht geschickt operirt, so wird es die Rückkehr in die Barbarei sein. Die ökonomischen Bedingungen für die Herrschaft des Proletariats und die allmähliche Umwandlung der bestehenden Produktionsweise in die sozialistische durch dasselbe — die sind schon lange vorhanden. Die Frucht des Kapitalismus ist schon überreif, die „Entwicklung“ geht bald wieder bergab.

Nicht geschickt operirt ist aber, wenn man den Leuten beständig vorredet: „Verhältnisse, Entwicklung, Produktionsform — nur ruhig Blut, die Sache wird schon gehen.“ Das ist eben so verkehrt, wie die anarchistische Predigt. Denn das Eine führt dazu, daß die Bewegung niedergedrückt wird, und das andere macht überhaupt jede Bewegung unmöglich.

Wir sind auf diesen Punkt eingegangen, nicht, um Peus eins am Zeuge zu ficken; Peus ist leider eben nur ein Vertreter einer sehr weit verbreiteten Anschauung. Als Privatirrtum eines Einzelnen wäre die Sache ungefährlich, und verlohnte sich nicht, darüber zu sprechen. Aber leider ist der Irrthum sehr verbreitet, und da er dem Phlegma des deutschen Charakters so sehr entspricht, so kann er vielleicht für die Bewegung verhängnisvoll werden.

Zur Lage der Handlungsgehilfen.

Wir haben Ende vorigen Jahres längere Schilderungen der Lage der Handlungsgehilfen in Deutschland gebracht; im folgenden geben wir einige Notizen über die Zustände des Standes in Oesterreich. Es ist fast wörtlich dasselbe, was wir schon damals schrieben. Der Kapitalismus ist sich überall gleich und mit ihm die Noth und das Elend gleich.

In den Lebensmittel verschleißenden Geschäften Wiens beträgt die Arbeitszeit gegenwärtig 16 bis 18 Stunden — letzteres ist eher die Regel als die Ausnahme! Die außerordentlich zahlreichen sogenannten Delikatessläden der Reichshauptstadt, in denen fast alles Eßbare vom Mehl und Ei, Schmalz, Petroleum, Seife, dem geräuchernten Schinken bis zum Kaffee, Thee und Wein zu finden ist, pflegen des Morgens um 5 oder 5½ Uhr geöffnet und des Nachts um 11 Uhr geschlossen zu werden — vor und nach dem Dessinen giebt es aber auch noch Arbeiten zu verrichten. In den Provinzhauptstädten beginnt der Arbeitstag in dieser Art Geschäfte um 6 Uhr und endigt um 10 Uhr Abends. Bedeutend kürzer ist die Arbeitszeit in den nicht mit Lebensmitteln handelnden Betrieben; dieselben öffnen um 7 oder 8 Uhr des Morgens und schließen um 8 Uhr Abends. Eine 12 bis 13stündige Arbeitszeit ist aber auch zu anstrengend, besonders da es im Verkaufsgeschäfte keine Mittagspause giebt und in den meisten Geschäften den Gehilfen das Niedersehen untersagt ist. Krampfadern in den Beinen und Nervenleiden sind nicht selten die Folge dieses barbarischen Verbotes. Dasselbe hat seinen Grund offenbar in dem Wunsche des Kaufmanns, daß in seinem Laden immer der Anschein reger Thätigkeit herrsche und die eintretenden Kunden dadurch sogleich Vertrauen gewinnen.

Wie es mit der Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, dem Familienleben eines solchen Kommis aussieht, der nach der Tortur eines 13- oder gar 18stündigen Stehens oder Gehens frei wird, kann man sich vorstellen; viel zu matt, um sich irgendwie zu beschäftigen, sucht er Aufseiterung in der Schenke — wenn es ihm seine Mittel erlauben, was selten ist — oder taumelt auf sein Lager, um wenigstens die körperlichen Kräfte für die Anstrengung des nächsten Tages wiederzugewinnen. Und so geht es die ganze Woche und für einen sehr großen Theil der Gehilfen auch jeden Sonn- und Feiertag — das ganze lange Jahr!

Wie nothwendig die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit im Handelsgewerbe ist, zeigt u. A. folgendes Vorkommniß: Die Handlungsgehilfenschaft von Marburg ersuchte des Gremium der dortigen Kaufleute um Verkürzung der Arbeitszeit; man kam ihr sehr freundlich entgegen und bewilligte mehr als verlangt worden war. Es wurde ferner auf die Bitte der Gehilfen vom Gremium beschlossen, daß alle Kaufgeschäfte die Sonntagsruhe halten sollten, und diese Vereinbarung wurde in den Blättern veröffentlicht. Einer der 120 Mitglieder des Gremiums, ein Salamivorkäufer, hielt die Vereinbarung nicht ein. Vom Gremium der Kaufleute wurde ihm eine Geldstrafe von 10 fl. auferlegt. Hiergegen rekurirte er, und die Regierung erklärte, daß dem Gremium nicht das Recht einer solchen Bestrafung zustehe. Gegen einen solchen Widerstand, der, wenn auch nur von einem einzigen Mitgliede der Kaufmannschaft ausgehend, die besten Beschlüsse umstoßen und unausführbar machen kann, bietet das Gewerbegesetz der Kaufmannschaft kein Schutzmittel. Die Kaufleute Marburgs hatten die elfstündige Arbeitszeit für vollkommen genügend erklärt; die Bewohner Marburgs, einer gewerbetreibigen Stadt mit 10 000 Einwohnern und 3000 Bediensteten der Südbahn, hatte sich vollkommen an die Einrichtung gewöhnt und keine Klage ließ über dieselbe ein. Negativ Erfahrungen machte man auch in anderen Provinzstädten: die von fast allen Kaufherren beschlossene Abkürzung der

werkägigen Arbeitszeit oder die Einführung einer halbtägigen Sonntagsruhe scheiterte an der Halsstarrigkeit von einem oder zwei Kaufleuten!

Eine vernünftig begrenzte und allgemeine beobachtete Verkaufszeit bringt weder dem Kaufmann noch dem Publikum Schaden. Der Bedarf wird dadurch nicht vermindert. Die Käufer gewöhnen sich bloß, ihn zu bestimmten Stunden zu decken, anstatt wie jetzt den ganzen Tag und fast die halbe Nacht einkaufen zu können.

Fast noch ungeordneter als die übrigen Verhältnisse der Handlungsgehilfenschaft ist das Lehrlingswesen. Der Kaufmann kann so viele Lehrlinge aufnehmen, als ihm beliebt, und da der Lehrling eine billige Arbeitskraft abgiebt, machen jene Kaufleute, welche sich weniger von Gewissen und Ehre als von der Biermag Gewinn leisten lassen, von dieser Möglichkeit den ausgiebigsten Gebrauch. Kostet ihnen doch der Lehrling so gut wie nichts. Was aus dem jungen Manne werden soll, wenn er nach beendeter Lehrzeit entlassen und auf den von Arbeitsuchenden berfüllten Arbeitsmarkt geworfen wird, kümmert den Lehrlingszüchter nicht: er hat seinen Nutzen von dem armen Jungen gehabt, und wenn derselbe hilft, den Arbeitslohn der Handelsangestellten zu drücken — um so besser! Am schlimmsten sind die Lehrlinge in den Spezerei- (Kolonial-) Handlungen daran; hier kommt zu den anderen Uebelständen noch eine wahrhaft entsetzliche Ueberanstrengung, welche oft die Gesundheit für das ganze Leben zerstört und jede geistige Entwicklung und Vervollkommnung des jungen Menschen abschneidet. Der Lehrling muß als der Erste aufstehen und als der Letzte schlafen gehen, ist 18 Stunden ununterbrochen beschäftigt und muß das Mittagmahl hinter einem Stoß Seife hinabwürgen. Und da es beinahe keine Sonntagsruhe für ihn giebt, giebt es überhaupt keine Ruhe. Lernen kann er nicht, denn er fällt todtmüde Nachts ins Bett und sieht nach 6 Stunden Schlaf wieder auf.

Die Lage der Lehrlinge hat sich gegen früher sehr verschlechtert. Die Arbeit war früher auch groß, aber Kost- und Wohnverhältnisse waren besser, der Lehrling wurde zum Kaufmann erzogen, es bestand ein patriarchalisches Verhältniß.

Kaum glaublich erscheint es, mit welcher geringer Entlohnung sich die Mehrzahl der Handlungsgehilfen begnügen muß — Leute, die einen ziemlichen Grad fachlicher Kenntnisse besitzen und von denen gebildetes, gewandtes Benehmen, sowie anständige Kleidung verlangt wird. Ein kleiner Theil der Handlungsangestellten, der das Glück hat, zu besonders soliden und anständigen Firmen zu kommen, wird allerdings genügend entlohnt, und der Gehalt der Komptoristen ist durchschnittlich gut; aber die Mehrheit der Verkäufer bekommt zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Auch in dieser Beziehung sieht es beim Spezerei- und Gemischtwaarenhandel am schlechtesten aus. Daß die Gehaltsverhältnisse auch in der Provinz vielfach jämmerlich sind, ist gewiß. Aber in Wien, der Metropole des Reiches, haben sehr viele Kommis beim Spezerei- und Gemischtwaarenhandel nur Gehalte von fl. 6, 8, 10 und Verpflegung; ja, in diesen Branchen sind fl. 5, in den sogenannten besseren Branchen sind Monatsgehälter von fl. 10 und 15 ohne Verpflegung für junge Kommis nur so an der Tagesordnung — und das nicht etwa nur in sogenannten armen Bezirken, wo die Kaufleute einen schweren Existenzkampf haben. Nun kann man heute in Wien unter einem Monatslohn von fl. 10 bis 12 und voller Verpflegung kaum mehr eine geübte und thätige Magd bekommen, ein Mädchen, das nur die gewöhnlichsten häuslichen Arbeiten gut versteht; die Fertigkeiten eines geschickten Stubenmädchens oder gar einer Köchin müssen weit höher entlohnt werden. Ein Kommis aber, der die Fachkenntnisse eines Kaufmannes besitzt, muß, ist für fl. 5 bis 10 zu haben!

Der Ausbau des Systems der Volksgesetzgebung in der Schweiz.

Bei all' den unbestreitbaren Rückschlägen, von denen durch die Institution des Referendums in der Alpenrepublik allgemein-fortschrittliche und Arbeiterbestrebungen bis jetzt hin und wieder betroffen wurden, hat die Sache eine überwiegend unangenehme Tendenz für oder vielmehr gegen das Interesse der Besitzenden und Ausbeutenden Klassen. Die anti-kapitalistische Tendenz der Volksabstimmung über Gesetze mit Initiativrecht kann in der Schweiz wegen der Kleinheit des Ländchens, sowie wegen Abhängigkeit desselben von den benachbarten Großmächten nur in sehr beschränktem Maße zur Geltung kommen. In einem territorial größeren und sowohl ökonomisch, wie international-politisch unabhängigen Lande müßte die bis zum Initiativrecht entwickelte Volksgesetzgebung nach ziemlich kurzer Proberzeit sich als eine scharf sozialistisch-demokratisch schneidende Waffe erweisen. Hier würde die herrschende Klasse auch bis aufs Äußerste dieser einzig werthvollen Reform des Gesetzgebungswezens sich widersetzen, wozu in der Schweiz aus dem angeordneten Grunde nicht ein zwingender Anlaß vorlag.

Die gegenwärtig in Kraft befindliche Bundesverfassung der Eidgenossenschaft brachte mit Einführung des Referendums nicht „ein Unikum“, etwas bis dahin noch nicht Dagewesenes; im Gegentheil: was damals für das Gebiet der Bundesgesetzgebung Geltung erlangte, das war in Hinsicht des „erzdemokratischen Charakters“ immer noch ziemlich weit zurück hinter den Gesetzgebungseinrichtungen des Kantons Zürich, die daselbst bereits im Jahre 1868

ins Leben traten. Die Zürcher Verfassung instituierte schon damals das obligatorische Referendum, welches darin besteht, daß alle Gesetzesentwürfe den Stimmgabern des Kantonalstaates zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden müssen. Die Bundesverfassung von 1874 verordnete nur das fakultative Referendum, wonach ein Gesetz bloß dann der Urabstimmung zu unterziehen ist, wenn dies innerhalb einer festgesetzten Frist entweder von 8 Kantonen oder 30 000 Stimmgabern per Eingabe verlangt wird.

Diese Art von Referendum, womit die Eidgenossenschaft übrigens auch nur verschiedene ihrer Kantone, z. B. St. Gallen und Aargau, kopierte, hat in ihren Wirkungen eine spezifisch-reaktionäre Eigenthümlichkeit: nämlich, wird von den gesetzgebenden Körpern ein fortschrittliches Gesetz erlassen, oder irgend ein Gesetz, welches für nothwendige Zwecke mäßige Ausgaben verfügt, dann bleiben die progressiven Bevölkerungselemente: die Radikalen und Arbeiterorganisationen, selbstverständlich passiv; dann aber wird von Konservativen und extremen Liberalen, von Aufklärungsfeinden (z. B., wenn es sich um Bewilligungen für die Volksschule handelt) und von „Liberale“ des Kapitalbürgerthums eine Petitionsbewegung zur Herbeiführung des Referendums inszeniert, und wenn es nun gelang, die dazu erforderlichen 30 000 Unterschriften resp. bei einem Kantonalgesetz ca. 5000 aufzubringen, dann waren hiermit für die Gegner des betreffenden Gesetzes in genügendem Umfange Adressen, Verbindungen, überhaupt werthvolle Anhaltspunkte gewonnen, um in der nachfolgenden Agitation für Verwerfung des Gesetzes sofort eine wirkliche „Machmaschine“ in Bewegung zu setzen, was den Freunden der fraglichen Maßregel bei weitem nicht so schnell und nicht so ausreichend möglich war. Theoretisch betrachtet kommt dieser taktische Vortheil, welchen das System des fakultativen Referendums den Gegnern jeder Maßregel gewährt, auch den Gegnern reaktionärer und sonstiger schlechter Gesetze zu Gute; in der Praxis aber beschränkt sich die hemmende Wirkung dieser Errichtung, soweit dieselbe überhaupt hemmend wirkt, beinahe ausschließlich auf die fortschrittlicheren, relativ besseren Legislativprodukte. Dies aus einem sehr einfachen Grunde: deshalb, weil in einem Gemeinwesen, wo die Institution des Referendums auch nur in so abgeschwächter Form besteht, die gesetzgebenden Körper es zum Voraus nicht wagen, irgendwelche Maßregeln aufzutischen, die in Widerspruch zu den Rechts- und Nützlichkeitsanschauungen des Volksbewußtseins stehen. Das fakultative Referendum, indem es augenfällig schlechte, für das Volksbewußtsein faßbar niederträchtige Gesetzesentwürfe überhaupt ausschließt, kann eben damit eine hemmende Wirksamkeit nur gegen die dem Standpunkte des Volksbewußtseins zu

weit vorausgeschrittenen Forderungen und Reformen betheiligten.

Freilich, auch unter der Institution des obligatorischen Referendums wird jedes Volk im Anfang grobe Schnitzer begehen, wie dies ja auch im Kanton Zürich vorgekommen ist. Schurkenstreiche aber, die im uneingeschränkten Repräsentativsystem etwas Alltägliches sind, begeht das Volk niemals — niemals in einem Gesetzgebungsaktus, dem eine mehrwöchentliche Diskussionskampagne vorausgeht! — Was aber jene allerdings oft schweren Schnitzer betrifft, die auch bei dem vollentwickelten System der direkten Volksgesetzgebung vorkommen, so müssen dieselben mit der Zeit eben gerade dadurch eine politisch-erzieherische Wirkung auf das Volk, auf die Stimmgabermassen, ausüben, weil es offenbar direkt gemachte Schnitzer oder Fehlgriffe des Volkes, der Stimmgabermassen, sind; deshalb, weil dieser politische „Zwischenhändler“: der Repräsentant in den Gesetzgebungshallen und Exekutiv-„Kammern“, nicht mehr als Sündenbock für das fundamentale Verschulden des Volkes im Lichte steht. Diese erzieherische Wirkung, das ist schließlich das Einzige und zugleich Hoch-Verthvolle an dem ganzen System der direkten Volksgesetzgebung und insbesondere an dem Initiativ-(Gesetzesvorschlags-)Recht, welches nun auch im Bereiche der eidgenössischen Gesetzgebung Platz gefunden, nachdem der Kanton Zürich das Vorbild hierzu seit etwa fünfundsiebzig Jahren dem Schweizer Volk vor Augen gehalten hat.

Produktion und Technik.

Die Großindustrie Berlins. Die Entwicklung der Großindustrie Berlins im verfloffenen Jahrzehnt bekunden folgende vergleichende Daten, welche wir dem eben erschienenen Jahresberichte der Statistiken der Kaufmannschaft von Berlin entnehmen. Im Jahre 1879 zählte man in Berlin 1118 feststehende Dampfmaschinen und 938 feststehende Dampfmaschinen mit 19 378 Pferdekraften und 93 bewegliche Dampfmaschinen, von denen 74 mit Dampfmaschinen verbunden waren, welche 548 Pferdekraften aufwiesen. Im Jahre 1890 dagegen zählte man 1627 feststehende Dampfmaschinen und 1363 feststehende Dampfmaschinen mit 45 821 Pferdekraften, außerdem 285 bewegliche Dampfmaschinen und Lokomobile, wovon 246 mit Dampfmaschinen verbunden sind, die 2229 Pferdekraften besitzen.

Diese Zahlen beweisen wieder einmal die Konzentration des Kapitals. Auf eine feststehende Dampfmaschine in 1879 kamen im Durchschnitt 20,6 Pferdekraften, in 1890 dagegen 33,9; auf eine bewegliche 1879: 7,4; 1890: 9,0.

Der Baumwollhandel der Welt. In einem der jüngsten Berichte des Agrikulturdepartements in Washington findet sich eine interessante übersichtliche Darstellung des Baumwollhandels; wir entnehmen derselben Folgendes:

Eine mehr oder minder ausgedehnte Baumwollindustrie findet sich in allen Gegenden, wo die Baumwollstaude gedeiht; außerhalb Europas und der Vereinigten Staaten ist sie allerdings unentwickelt und primitiv. In Europa und Nord-

Amerika wird der größte Theil von Textilwaaren für den Verbrauch der gesammten Erde erzeugt, und die Baumwolle, sei es der Rohstoff oder das Fabrikat, bildet einen der wichtigsten Artikel ihres Handels.

Großbritannien, vermöge der verschiedenen Vortheile, die es anderen Ländern voraus hat, ist, wie im Allgemeinen, auch betreffs Baumwollhandels und -Industrie die führende Nation; die Industrie entwickelte sich frühzeitig, und die Verbesserungen in derselben wurden eifrig bewahrt. Vor wenigen Jahren noch verarbeitete Großbritannien mehr Baumwolle, als das gesammte übrige Europa; doch auch am Kontinent steigerte sich die Leistungsfähigkeit der Fabriken rasch, und die Nachfrage nach Rohstoff steigt.

Der Import Großbritanniens beträgt mehr als der aller anderen europäischen Länder; dann folgen Deutschland, Rußland, Frankreich und Spanien. Gegenwärtig verarbeitet Großbritannien etwa 37 Prozent der Baumwolle der Welt, die Gegenstand des Handels der Kulturstaaten bildet; auf das übrige Europa entfallen 38 Prozent, auf die Vereinigten Staaten von Amerika 25 Prozent. Vor ca. 80 Jahren waren die Ziffern wesentlich andere; in der Periode 1841—1845 kamen auf Großbritannien 55, auf den Kontinent 30 und auf die Vereinigten Staaten bloß 15 Prozent. Die Baumwolle liefern hauptsächlich Amerika, Brasilien, Ost- und Westindien und Ägypten; die Vereinigten Staaten liefern 77 Prozent der Produktion, gegen 86 Prozent vor 50 Jahren. Die geringe Verminderung ist auf die gesteigerten Sendungen Indiens, ein Handel, den England besonders fördert, zurückzuführen.

Nachstehende Daten zeigen den jährlichen Verbrauch von Baumwolle.

Im Durchschnitt der Jahre	Großbritannien	Europ. Kontinent in P f u n d	Vereinigte Staaten
1841—1845	521 300 000	267 200 000	152 500 000
1851—1855	750 100 000	451 400 000	281 400 000
1861—1865	628 600 000	455 400 000	481 200 000
1871—1875	1 228 600 000	856 600 000	524 700 000
1881—1885	1 441 100 000	1 314 900 000	856 700 000
1886—1889	1 508 700 000	1 510 100 000	994 400 000

Der Außenhandel der Vereinigten Staaten betrifft zu 73 Prozent Farmprodukte, und auf Baumwolle entfällt ungefähr der dritte Theil dieses Handelsverkehrs. Doch vermindert sich der prozentuelle Antheil von Baumwolle, wie aller Agrikulturprodukte, am Außenhandel; die Bevölkerung wird dichter, und der Export von Rohprodukten vermindert sich im Verhältnis zur steigenden Fabrikatenausfuhr. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind von der Natur so bevorzugt, daß sie leicht die Suprematie in der Baumwollproduktion und -Industrie erreichen können; das Rohprodukt kam in schier unbegrenzter Menge erzeugt und ohne erhebliche Transportkosten der Verarbeitung zugeführt werden, während die Technik fortschreitet und die Maschinen vervollkommen werden.

Briefkasten der Expedition.

M. Grandt, Düsseldorf. — Fachverband der Glas- und Porzellanarbeiter Josefthal. — Arbeiterverein Grud. — Anton Albrich in Ober-Rosenthal. — Ch. Brohner in Bielitz. — J. Judisch in Grokan i. Böhmen. — C. P. in Montreal.

Wir bitten um Einwendung der Abonnementsbeträge — widrigenfalls wir die Zusendungen einstellen müssen.

Mit Gruß
Die Expedition.

Ein Laufbursche für leichte Beschäftigung kann sich melden. Näheres in der Expedition der „Berliner Volks-Tribüne“, Elisabeth-Ufer 55.

Allen Parteigenossen empfehle mein neu eingerichtetes

Weiß- u. Bairischbier-Lokal.
Ferdinand Hoffmann,
Waldemarstr. 61.
früher Pfister-Carl.

Geschäftsöffnung!

Allen Freunden und Genossen hiermit zur Nachricht, daß ich Fennstrasse 5 ein **Weiß- und Bairischbier-Lokal** eröffnet habe. Saal und Vereinszimmer (100 Personen fassend) sind zu vergeben.

Fritz Krüger, Restaurateur,
Fennstrasse 5.

Soeben erschienen:
Lieder
für das
arbeitende Volk.
Verzeichniß bitte zu verlangen.
J. Günther's Verlag
Dresden, Fiebigstraße Nr. 24.

Der Arbeits-Nachweis
des
Fachvereins der Musik-Instrumenten-Arbeiter

befindet sich Naunynstraße 78 im Restaurant **Rohr**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8—9^{1/2} Uhr und Sonntags Vormittags von 10—11^{1/2} Uhr, sowohl an Mitglieder, wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt. — Die Bibliothek ist geöffnet jeden Mittwoch Abend von 8—9^{1/2} Uhr und Sonntags Vormittags von 9—11^{1/2} Uhr.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maß,
empfehle wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen
J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.
Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimmig, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Achtung Schuhmacher!

Am Sonnabend, den 8. August, Abds. 8 Uhr, im Lokale „Königsbank“,
Große Frankfurterstraße 117:

veranstaltet der Verein deutscher Schuhmacher (Zahlstelle Berlin) feine
Feier des 1. Stiftungsfestes

bestehend in **Vokal- u. Instrumental-Konzert** ausgeführt von Berufsmusikern.
Unter Mitwirkung des Gesangsvereins „Kornblume“, Mitglied des Arbeiter-Sängerbundes,
unter Leitung seines Dirigenten Herrn F. Patschan.

Programms à 20 Pf. sind zu haben bei: W. Krause, Breslauerstr. 31; Strud, Feldstraße 18; Lau, Naunynstr. 72; C. Fleischer, Budowerstr. 4; German, Solmsstr. 39; A. Fleischer, Kl. Frankfurterstr. 20, 5 Tr.

Fachverein der Tapezierer Berlins u. Umg.

Außerordentliche General-Versammlung
am Montag, den 3. August, Abends 8^{1/2} Uhr, bei Feuerstein,
Alte Jakobstraße 75.

Tages-Ordnung: 1. Antrag betreffs Uebernahme des Arbeits-Nachweissbureaus.
2. Diskussion. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. 4. Verschiedenes und Fragekasten.
Z. A.: Der Vorstand.

Berliner Arbeiterbibliothek.

Sammlung sozialpolitischer Flugschriften.
Herausgegeben von **Max Schippel**.

Soeben erschien Heft 1 der III. Serie:

Ist der Sozialismus mit der menschlichen Natur vereinbar?

von Paul Kampffmeyer.

Preis pro Heft 10 Pf. — Wiederverkäufern hoher Rabatt.

I. Serie komplet (12 Hefte) | II. Serie komplet (14 Hefte)

Preis 1,— Mark. | Preis 1,65 Mark.

Alle Bestellungen, Geldsendungen und eingeschriebenen Briefe adressire man: Herrn G. Link, Expedition der Berliner Arbeiter-Bibliothek, Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer 55.

Bei Bedarf von Glaser-Arbeiten, sowie Bilder-Einrahmungen empfehle ich mich den Genossen. Nach Auswärts brieflich gegen Nachnahme.
Karl Scholz, Wrangelstr. 32, part.

Die Holportage - Buchhandlung von

H. Winner, Iserlohn, Ohl 19,
liefert auf Verlangen alle literarischen Werke, welche von Max Schippel-Berlin (Berliner Arbeiter-Bibliothek), J. G. W. Diez-Stuttgarter und vom Verlag des „Vorwärts“ herausgegeben werden. — Empfehle den Genossen gleichzeitig die Bilder: „Triumph der Arbeit“ und „Karl Marx“, sowie in kleinerem Format: Ferd. Vassalle, Geib, Braake, Kräder, Reinders, Kaiser, Hafenclever u. A.



Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von **J. Meyer**

Berlin SO., Wienerstraße 1,
(in der Ecke bei der Mantelstraße).

Schönste Preise. Auch Versandt.
Väntlich und gut.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Bringe den Genossen mein
Weiß- und Bairischbier-Lokal
in Erinnerung. Vereinszimmer mit Piano zu vergeben.

Zahlstelle der **Metallarbeiter-Frankenkasse**, des **Metallarbeiter-Verbandes** und der **Töpfer**.

Otto Dietze,
Reinickendorferstraße 54.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Gliedklasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein
Kottbuser Damm 14, über Ritterstr. 15.

Frau Finkenstein an ihre Tochter Eva.

Höre, Kind, und laß dir sagen,
Was zu dir die Mutter spricht:
Einen Namen sollst du tragen,
Einen Namen von Gewicht!
Herr von Pröttwitz-Pröttwitz-Pröttwitz —
Ward vertraut um deine Hand,
Dem die Kattwitz-Kattwitz-Kattwitz,
Hörst du? Kattwitz! — Stammverwandt.

Und vernimm, was ich dich lehre!
Wisse, Tochter, solch ein Mann
Ist die allergrößte Ehre,
Die uns widerfahren kann.
Alter Adel — welche Wonne!
Blau's Blut — nun wird es dein!
Herrlich strahlt des Glückes Sonne
Überm Hause Finkenstein.

Eva, Eva, laß dich pressen,
Jogst du doch ein großes Loos,
In den allerhöchsten Kreisen
Trägt man nun dich auf dem Schooß.
Der Gesellschaft stolze Spitzen
Küssen — Gucken! — dir die Hand,
Deine Diamanten blitzen
Weit hinaus ins Vaterland.

Keiner fragt, was wir gewesen,
Wenn der Herr uns so erblüht,
Daß im Winkel hinterm Trepp
Täten, Täten wir gedreht.
Keiner fragt, wie wir geworden,
Was wir, Gott sei Lob, nun sind,
Vor dem Glanze unsrer Orden
Werden alle Eulen blind.

Was verzichtest du so dein Mäulchen?
Daß nicht jung mehr der Gemahl!
Ach, du bist ein kindlich Weibchen —
Daß sein Witz ein wenig schal?
Geltreich strömt's von allen Seiten
Für superbe Kost dir zu —
Kleinigkeiten, Kleinigkeiten!
Welch ein dummes Ding bist du!

So, jetzt laß ich dich alleine —
Pröttwitz bleibt nach dem Souper;
Du verstehst wohl, was ich meine?
Sprich nur Ja — noch mal: o je?!
Seufzer sind hier überflüssig,
Laß doch den Voetenkoll!
Dein Papa und ich sind schlüssig,
Das genügt dir, lebe wohl!

Carl Hendell.

Was sollen wir also thun!

Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz.

III.

Als ich an jenem Abend aus dem Ljapinschen Hause zurückgekehrt war, traf ich einen Freund und erzählte ihm von meinen Eindrücken. Mein Freund, ein Städter von Geburt, sagte mir nicht ohne Genugthuung, daß dies eine durchaus natürliche Erscheinung des städtischen Lebens sei, daß ich nur von meinem beschränkten Provinzialstandpunkte aus etwas Besonderes an der Sache fände, daß es immer so gewesen sei und immer so sein werde, daß es so sein müsse, und daß es eine unausbleibliche Folge der Civilisation sei. In London lägen die Dinge noch ärger . . . es sei also nichts Schlimmes dabei, und ich hätte keinen Grund, mir die Sache nahe gehen zu lassen.

Ich begann meinem Freunde zu widersprechen, und zwar mit solchem Eifer und solcher Heftigkeit, daß meine Frau aus dem Nebenzimmer herbeieilte und fragte, was es denn gebe. Es stellte sich heraus, daß ich, ohne es selbst zu bemerken, mit thränenersütterter Stimme auf meinen Freund losschrie und dabei die heftigsten Armbewegungen machte. Ich schrie: „So darf man nicht leben, man darf es nicht, darf nicht!“

Man tabelte mich wegen meines überflüssigen Eifers, sagte mir, daß ich über nichts in Ruhe sprechen könne, daß meine Aufgeregtheit einen unangenehmen Eindruck mache und bewies mir schließlich, daß das Vorhandensein solcher Unglücklichen mir durchaus keinen Grund gebe, das Leben mit nahestehender Personen zu vergiften.

Ich fühlte, daß alle diese Vorhaltungen ihre Berechtigung hatten, und ich schwieg. In der Tiefe meiner Seele aber hatte ich das Gefühl, daß auch ich Recht hatte, und ich konnte mich nicht beruhigen.

Das Leben der Stadt, das mir bereits vorher recht absonderlich und seltsam vorgekommen war, ward mir jetzt so zuwider, daß alle jene Annehmlichkeiten eines äppigen Lebens, die mir früher als Annehmlichkeiten erschienen waren, jetzt förmlich zur Qual für mich wurden. Und so sehr ich mich auch bemühte, in meiner Seele auch nur eine Spur von Rechtfertigung für unser äppiges Leben zu finden, so konnte ich doch weder unseren eigenen noch einen fremden Empfangsalon, weder eine sauber gedeckte herrschaftliche Tafel noch eine Equipage mit wohlgepflegten Pferden und feinstem Kutscher, weder einen Schauladen noch ein Theater oder ein Klublokal sehen, ohne eine lebhaftere Aufregung zu empfinden. Immer und immer wieder mußte ich neben all diesen Dingen jene hungrigen, erfrorenen, tief erniedrigten Bewohner

des Ljapinschen Hauses sehen. Ich konnte mich nicht von dem Gedanken losmachen, daß diese beiden Erscheinungen im engsten Zusammenhang mit einander standen, daß die eine nur die Folge der anderen sei. Ich erinnere mich, daß jenes Gefühl meiner Mitschuld an diesen Dingen vom ersten Augenblick seines Entstehens an für immer in mir verblieb, daß jedoch zu diesem Gefühl sich sehr bald ein zweites Gefühl gesellte, durch welches jenes erste Gefühl gleichsam verschleiert wurde.

Als ich mit meinen näheren Freunden und Bekannten über die Eindrücke sprach, die ich im Ljapinschen Hause empfangen hatte, antworteten sie mir alle ganz dasselbe, was bereits mein erster Freund, gegen den ich so heftig gewesen, geäußert hatte. Doch fügten sie zu ihren Worten noch eine Anerkennung meiner Herzengüte und meines gefühlvollen Gemüthes hinzu und gaben mir zu verstehen, daß jener Anblick nur deshalb so tief auf mich gewirkt hätte, weil ich, Lew Nikolajewitsch, ein sehr gutmüthiger und weichherziger Mensch sei. Ich war sogleich geneigt, ihnen in dieser Hinsicht vollkommen Glauben zu schenken, und ehe ich mich versah, hatte sich jenes Gefühl des Vorwurfs und der Reue, welches ich Anfangs empfunden hatte, in ein Gefühl der Selbstzufriedenheit, der Bewunderung meiner Tugend, und des lebhaftesten Wunsches, diese meine Tugend vor der Welt zu zeigen, verwandelt.

In der That, sagte ich mir, ist wohl an jenem Gegensatz nicht so sehr mein äppiges Leben schuld, als vielmehr die allgemeinen und unveränderlichen Bedingungen des menschlichen Lebens überhaupt; eine Aenderung meines Lebens könne also jenes Uebel, das ich gesehen, nicht ändern. Wenn ich nun mein Leben ändere, mache ich nur mich selbst und meine Angehörigen unglücklich, während jenes Elend ganz genau dasselbe bleibt.

Meine Aufgabe, so folgerte ich weiter, besteht also nicht darin, daß ich, wie ich anfangs wohl für nothwendig gehalten hatte, mein Leben von Grund aus ändere, sondern darin, daß ich, soweit es in meinen Kräften steht, dazu beitrage, daß die Lage jener Unglücklichen, welche mein Mitleid erregt hatten, möglichst verbessert würde. Die ganze Sache läuft darauf hinaus, daß ich persönlich ein ganz guter, weichherziger Mensch bin und den Wunsch hege, meinem Nächsten Gutes zu thun. Und ich begann einen groß angelegten Plan zur Ausübung von allerhand Wohlthaten auszuarbeiten, der mir die Möglichkeit geben sollte, meine ganze Tugend und Menschenfreundlichkeit an den Tag zu legen. Ich muß allerdings gestehen, daß ich auch beim Entwurf dieses Wohlthätigkeitsplanes in der Tiefe meiner Seele beständig das Gefühl hatte, daß ich mich auf falschem Wege befinde, aber wie das so häufig geschieht, so übertönte auch jetzt die Stimme des Verstandes und der Phantasie jene andere Stimme des sich in mir regenden Gewissens.

In jener Zeit gerade eine Volkszählung abgehalten werden, dieselbe schien mir zur Inswerksetzung meines Planes ganz besonders geeignet. Ich kannte zahlreiche Institute und Gesellschaften in Moskau, die sich mit dem Wohlthun beschäftigten, doch schien mir ihre ganze Thätigkeit sich in falscher Richtung zu bewegen, und überdies erschien sie mir recht armselig im Vergleich zu dem, was ich im Sinne hatte. Ich hatte mir Folgendes ausgedacht: ich wollte in den Reichen ein Mitgefühl für diese großstädtische Armuth erregen, wollte Geld sammeln, wollte Leute um mich schaaren, die geneigt wären, mich bei meinem Werke zu unterstützen. Bei Gelegenheit der Volkszählung nun wollte ich alle Schlupfwinkel der Armuth aufsuchen und neben der Arbeit des Zählens in einen näheren Verkehr mit jenen Unglücklichen treten, ihre Noth mit allen Einzelheiten kennen lernen und ihnen mit Geld, mit Arbeit, mit Unterstützungen zur Heimreise, mit Aufnahme der Kinder in die Schulen und der Greise und Greisinnen in die Spitäler helfen. Ja, nicht genug daran, gedachte ich aus den Personen, die sich bei Gelegenheit der Volkszählung mit dieser Sache befassen würden, ein ständiges Komitee zu bilden, welches sich über ganz Moskau vertheilen und darauf achten sollte, daß Elend und Armuth sich nicht einnisten, welches dem Elend schon in seinem Entstehen, sozusagen im Keime, auf den Leib rüden und nicht sowohl eine Heilung des Uebels, als vielmehr eine Hygiene des städtischen Elends begründen würde. Ich stellte mir bereits vor, daß es, von den Bettlern zu schweigen, überhaupt keine Armen und Bedürftigen mehr in Moskau geben würde, und daß ich der Urheber dieses glücklichen Zustandes sein würde, und daß wir Reichen dann ruhig in unseren Salons sitzen und Diners zu fünf Gängen essen und in prächtigen Karossen nach dem Theater und zu den Villen fahren würden, ohne uns durch solche Bilder des Elends, wie ich sie im Ljapinschen Hause gesehen, fürderhin die Laune verderben zu lassen.

Nachdem ich diesen Plan entworfen hatte, schrieb ich im Sinne desselben einen Aufsatz, den ich, bevor ich ihn in Druck gab, meinen Bekannten, auf deren Mitwirkung ich rechnete, vorlesen wollte. Zu allen, die ich an jenem Tage sah — und es waren zumeist reiche Leute — sprach ich stets ein und dasselbe, und zwar deckten

sich meine Ausführungen fast vollständig mit dem Aufsatz, den ich später niederschrieb. Ich machte den Vorschlag, die Gelegenheit der Volkszählung zu benutzen, um das Elend in Moskau kennen zu lernen und ihm theils durch Geld, theils auf andere geeignete Weise abzuwehren, damit es in Zukunft in Moskau keine Armen mehr gäbe und wir Reichen mit ruhigem Gewissen die uns lieb gewordenen Güter des Lebens genießen könnten. Alle hörten mich mit Ernst und Aufmerksamkeit an, doch machte ich bei allen ohne Ausnahme eine und dieselbe Erfahrung. Sobald sie vernahmen, um was es sich handelte, machten sie ein verlegenes Gesicht, und zwar schienen sie hauptsächlich um meinwillen verlegen zu sein — es war ihnen offenbar peinlich, mich Albernheiten reden zu hören, von denen man mir indessen nicht so ohne weiteres ins Gesicht sagen konnte, daß es Albernheiten wären. Irgend ein äußerer Grund zwang meine Zuhörer, zu diesen meinen Albernheiten ihre Zustimmung zu geben.

„Ach ja! Ganz gewiß! Das wäre sehr schön,“ sagte man mir. — „Es versteht sich von selbst, daß man sich für diese Idee interessiren muß. Ohne Zweifel, Ihr Gedanke ist sehr schön, und ich habe mich schon selbst mit ähnlichen Plänen getragen, indessen . . . es giebt so viel gleichgiltige Menschen bei uns, daß ein großer Erfolg kaum zu erwarten ist. Uebrigens, was mich anlangt, so bin ich selbstverständlich bereit, mich an der Sache zu betheiligen.“

So oder ähnlich drückten sich alle aus. Alle zeigten sich bereit, doch schien mir ihre Bereitwilligkeit nicht aus Ueberzeugung und eigenem Wunsche hervorzugehen, sondern aus einem rein äußerlichen Grunde, der ihnen nicht gestattete, sich auszuschließen. Ich erjah das schon aus dem einen Umstande, daß nicht ein einziger von denjenigen, die mir für meinen Plan Geld zu geben versprochen, selbst die Summe bestimmen wollte, die er zu geben bereit war, so daß ich selbst die Summe feststellte, indem ich fragte: „So kann ich also von Ihrer Seite auf 300, oder auf 200, oder auf 100, oder auf 25 Rubel rechnen?“

Und nicht ein einziger von ihnen gab mir sogleich Geld. Ich hebe das deshalb hervor, weil doch die Leute, wenn es sich um eine Sache handelt, die sie ganz besonders wünschen, sogleich mit Geld bei der Hand sind, um sich den Besitz der gewünschten Sache nur ja zu sichern. So kann man, wenn es sich um eine Loge zu einer Vorstellung der Sarah Bernhardt handelt, nicht schnell genug sein Geld los werden, um nur ganz gewiß ein Billet zu bekommen. Hier aber beeilte sich von all den Personen, die mir Geld versprochen und auch ihre Sympathie ausdrückten, nicht eine einzige mit der Bezahlung, sondern nur schweigend stimmten sie der Summe zu, die ich festgesetzt hatte.

In dem letzten Hause, in welchem ich am Abend jenes Tages war, traf ich zufällig eine große Gesellschaft. Die Besitzerin dieses Hauses beschäftigte sich bereits seit einigen Wochen mit allerhand wohlthätigen Veranstaltungen. Vor dem Hause hielten etliche Equipagen, im Vorzimmer saßen ein paar Lakaien in theuren Livreen. In einem großen Gastzimmer mit zwei Tischen und etlichen Lampen saßen einige ältere Damen und junge Mädchen in feinen Toiletten und beschäftigten sich damit, kleine Puppen anzufleiden, während ein paar junge Leute für die Unterhaltung der Damen Sorge trugen. Die Puppen, welche von diesen Damen angefertigt wurden, sollten in einer zum Besten der Armen veranstalteten Lotterie verlost werden.

Der Anblick dieses Gastzimmers und der in demselben versammelten Menschen machte auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck. Ich will weder davon sprechen, daß das Vermögen dieser Leute mehrere Millionen betrug, noch davon, daß allein die Prozente des Kapitals, welches hier auf Kleider, Spitzen, Bronzen, Wagen, Pferde, Livreen, Lakaien ausgegeben wurde, hundertmal mehr betrug, als jener alberne Tant werth war, den diese Damen anfertigten — von alledem will ich nicht sprechen, da ja doch schon das Geld, welches diese Damen und Herren bedurften, um ihre Handschuhe, ihre Wäsche, ihre Herfahrt zu bestreiten, welches die Wirthin ausgab, um die Kerzen, den Thee, den Zucker und das herumgereichte Gebäck zu bezahlen, ganz allein hundertmal mehr betrug, als hier verdient wurde. Ich sah das alles und hätte mir wohl sagen können, daß ich hier für meine Sache kein Mitgefühl finden würde; allein ich war einmal hergekommen, um meine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, und so schwer es mir auch wurde, brachte ich doch alles ganz genau so vor, wie bei den Andern, und fast Wort für Wort so, wie ich es später in dem Aufsatz niederschrieb.

Von den Anwesenden versprach mir eine Dame Unterstützung durch Geld, indem sie hinzufügte, daß sie selbst wegen ihrer Empfindlichkeit nicht im Stande sei, Besuche bei den Armen zu machen. Geld, wie gesagt, wollte sie geben, aber wieviel und wann, daß verschwiegte sie. Eine andere Dame und einer der jungen Herren versprachen mir, etwa nothwendige Besuche bei den Armen zu machen; ich sah mich jedoch nicht veranlaßt, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Die Hauptperson, an

die ich mich wandte, meinte, daß man nicht viel thun können würde, da wenig Mittel vorhanden wären. Und zwar wären deshalb so wenig Mittel vorhanden, weil die reichen Leute von Moskau, die überhaupt für solche Zwecke etwas geben, bereits vollauf in Anspruch genommen seien, daß sie alle bereits Titel und Orden und Ehrenzeichen empfangen hätten, daß man, wenn sich ein namhafter pekuniärer Erfolg ergeben sollte, die Regierung um Bewährung irgend neuer originellen Belohnungen bitten müsse, daß dies überhaupt das einzige Erfolg verheißende, wenn auch schwer zu erlangende Mittel sei.

Als ich an diesem Abend nach Hause zurückkehrte, legte ich mich nicht allein mit dem Vorgefühl schlafen, daß aus meinem Plane nichts werden würde, sondern auch mit dem beschämenden Bewußtsein, daß ich den ganzen Tag über etwas sehr Garstiges und Schimpfliches gethan hatte. Ich ließ die Sache indessen nicht ruhen. Erstens hatte ich mit der Ausführung meines Planes ja bereits begonnen, und eine Art falscher Scham hielt mich ab, das begonnene Werk sogleich wieder fallen zu lassen; zweitens gab mir nicht nur der Erfolg dieser Sache, sondern überhaupt die Beschäftigung mit derselben die Möglichkeit, in den Verhältnissen weiter zu leben, unter denen ich bisher gelebt hatte. Ich war doch dann wenigstens nicht gezwungen, mein bisheriges Leben aufzugeben und neue Lebensbahnen zu suchen. Das aber war es, wovon ich mich unbewußt fürchtete, ich gehorchte daher meiner inneren Stimme nicht und fuhr fort mit dem begonnenen Werke.

Ich gab meinen Aufsatz in Druck und las denselben nach den Korrekturabzügen in der städtischen Rathsvorlesung vor. Ich stotzte beim Vorlesen und fühlte, wie ich förmlich erröthete, so peinlich war mir die Sache. Ebenso peinlich war sie, wie ich bemerken konnte, auch meinen Zuhörern. Als ich nach Schluß meiner Vorlesung fragte, ob das Volkszählungskomitee meinen Vorschlag, auch noch nach Beendigung der Zählung auf seinem Posten zu bleiben und die Vermittlerrolle zwischen der Gesellschaft und den Rothleidenden zu übernehmen, akzeptire, entstand in der Versammlung ein unheimliches Schweigen. Darauf meldeten sich zwei Redner zum Wort. Ihre Reden milderten einigermassen den peinlichen Eindruck, den mein Vorschlag hervorgerufen hatte. Man drückte mir die allgemeine Sympathie aus, doch wurde gleichzeitig auf die Unausführbarkeit meines Planes, der im Uebrigen von allen gebilligt wurde, hingewiesen. Alle fühlten sich erleichtert nach diesen Worten. Als ich mich indessen in der Absicht, meine Idee doch noch durchzusetzen, darauf mit meinem Ansuchen an die einzelnen Mitglieder des Zählungskomitees wandte, hatten sie alle wiederum dieselbe peinliche Empfindung. Es war, als ob sie mir mit ihren Blicken sagen wollten: „Nun haben wir, aus persönlicher Achtung vor Dir, Deine Albernheiten zugegeben, und jetzt kommst Du uns mit denselben Albernheiten noch einmal!“

Ich konnte in der That diesen Gedanken in ihren Gesichtern lesen, in ihren Worten jedoch stimmten sie meiner Idee zu. Zwei von ihnen versicherten mir sogar, und zwar genau mit derselben Redewendung, daß sie sich für „moralisch verpflichtet“ hielten, auf meinen Vorschlag einzugehen.

Denselben Eindruck erzielte ich bei den Studenten, welche die Volkszählung vornahmen, als ich ihnen mittheilte, daß wir bei Gelegenheit der Volkszählung außer der eigentlichen Zählarbeit auch noch besondere Wohlthätigkeitszwecke ins Auge fassen wollten. Als ich ihnen meinen Plan auseinandersetzte, bemerkte ich, daß es ihnen ein gewisses Unbehagen bereitete, einem braven Menschen, welcher Dummheiten sprach, ins Auge zu sehen.

Ähnlich war der Eindruck, den mein Aufsatz auf den Redakteur der Zeitung machte, welche denselben veröffentlichte, und auch bei meinem Sohne, meiner Frau und den verschiedenartigsten anderen Personen beobachtete ich die gleiche Wirkung. Sie alle fühlten eine Art Unbehagen, wenn sie mich hörten, empfanden jedoch dabei die Nothwendigkeit, den Gedanken an sich zu billigen; kaum aber hatten sie dieser Billigung Ausdruck gegeben, als sie sogleich ihre Zweifel an dem Erfolge der Sache vorbrachten und alle ausnahmslos auf die Gleichgültigkeit und Kälte unserer Gesellschaft wie der Menschen überhaupt zu schelten begannen, wobei sie natürlich sich selbst als Ausnahme betrachteten.

Im Grunde der Seele empfand ich nach wie vor, daß ich einen falschen Weg ging, und daß aus meinem Plane nichts werden würde. Aber mein Aufsatz war bereits gedruckt, und ich hatte mich zur Theilnahme an der Volkszählung entschlossen; so zog denn das Werk, das ich begonnen hatte, mich gleichsam von selbst mit sich fort.

Beiträge zur deutschen Kultur- u. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Von H. W.

(Nachdruck verboten.)

V.

Wilhelm Heine (geb. 1749, gest. 1803) zählt zu den Dichtern der Sturm- und Drangperiode, deren Einfluß er sein ganzes Leben hindurch nicht hat überwinden können. Bei ihm besonders tritt der Einfluß Rousseaus hervor, der auf das ganze damals heranwachsende Dichtergeschlecht ein so mächtiger war. Angewidert durch das kleinliche Getriebe der realen Welt, glaubten diese

nur in der eigenen schönen Seele lebenden Menschen zur reinen Natur zurückkehren zu müssen, um dort das Glück zu suchen, das sie in der Gesellschaft nicht zu finden vermochten. So schwärmt denn auch Heine in seinem Roman „Ardinghella“ (1792) für einen idealen Staat, gegründet auf Natur und Schönheit. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Heine's Bedeutung als Kunstschriftsteller lassen wir unbeurtheilt, uns interessieren hier nur seine Gedanken über staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen, die er in mehreren Romanen niederlegte. Er ist eine stark sinnliche Natur und mußte daher in Konflikt gerathen mit der damals wie heute noch konvenienzdrückenden Gesellschaft, welche die geschlechtliche Befriedigung für etwas unlautes, verbrecherisches ansieht, sofern sie sich nicht innerhalb der allgemein approbirten Form hält, die mit der monogamen Ehe ihre offizielle Moral wanken sieht, während in Wahrheit ihr ganzes Leben darauf hinkt, dieselbe nicht offiziell zu umgehen. Heine wirft diese leere Form, die heuchlerisch weil zwecklos ist, beiseite und schreibt offen (Ardinghella II. 40):

„Ein Frauenzimmer ist unflug, das mit einer Gestalt die gefällt, erwuchs, und Vermögen besitzt, wenn es sich das unlösliche Joch der Ehe aufbinden läßt. Eine Göttin bleibt sie unverheiratet, Herr von sich selbst und hat die Wahl von jedem wackeren Mann auf so lange sie will. Es lebt in Gesellschaft mit den Schönsten, Verständigsten, Witzigsten, erzieht seine Kinder mit Lust als freiwillige Kinder der Liebe, erhebt sich zum Mann, da es hingegen im Ehestande wie eine Skavin weggegangen war. Was die Eifersucht betrifft, so ist sie gewiß wenigstens auf unserer Seite (der Männer) eine unnatürliche Leidenschaft, und entzieht ganz allein aus armlässiger Schwäche, Mangel oder Borurtheil: Brüder oder Heiden, jeder werth ein Mann zu sein, sollten sich eine Freude daraus machen, ein schönes Weib gemeinschaftlich zu lieben. Der geringste Genuß wird durch Antheilnahme mehrerer verstärkt und gewinnt dadurch erst seinen vollen Gehalt. Warum sollte es nicht so sein bei dem größten? Und ist eine junge Schönheit nicht im Stande ihrer viele zu vergnügen? Verliert der eine etwas, wenn der andere auch von der Quelle trinkt, woran er schon seinen Durst gelöscht hat? In einer guten bürgerlichen Gesellschaft sollte plattberings auch gesellschaftliche Liebe und Freundlichkeit sein, allein wir können uns von dem Krebschaden der Borurtheile vieler Jahrhunderte noch nicht heilen.“

Charakteristisch ist bei dieser Hetärenphilosophie, daß Heine in der Frau nur das Geschlechtswesen sieht, das vom Manne genossen wird, wie eine Flasche Wein, die man in Gesellschaft trinkt. Die soziale Stellung der Frau kommt noch nicht in Frage, sie hat in der bürgerlichen Welt, die Heine vor Augen hatte, noch keine wirtschaftlichen Funktionen, sondern lediglich geschlechtliche.

In Bezug auf den Staat und die Staatsform sagt Heine (Ardinghella I. 265):

„Ein Despot also, das ist ein Mensch, der ohne Gesetze, die aus dem Wohl des ganzen entspringen, über die anderen herrscht, bloß nach seinem Gutbefinden, ist kein Kopf am Ganzen des Staats, sondern nur ein Ungeziefer, ein Bienenwurm im Reibe, eine Maus, Mücke, Wespe, das sich nach Lust an seinem Weibe nährt. — Ein vollkommener Staat muß ein Thier sein, das sich selbst nach seiner Natur, seinen Bedürfnissen und Erfahrungen regiert. Eine reine Aristokratie, wo mehrere beständig herrschen nach ihrem Gutbefinden, ohne Gesetze aus dem Wohl des Ganzen, nur mit Gesetzen für ihr Wohl, die sie nach Belieben ändern, ist eine vielköpfige Hydre von Despotismus, viel Ungeziefer auf dem Weibe statt eines. Ein Staat von Menschen, die des Namens würdig sind, vollkommen für alle und jede, muß im Grunde immer eine Demokratie sein, oder mit anderen Worten, das Wohl des Ganzen muß allem anderen vorgehen, jeder Theil gesund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Gesellschaft und Freude haben, der allgemeine Bestand der Gesellschaft muß herrschen, nie bloß der einzelne Mensch.“

Ein echtes Traumgebild ist der von Heine's Phantasia auf den „Inseln der Glückseligen“ gegründete Staat, zu dessen Bausteinen ebenjowohl Rousseau wie Plato beigetragen haben.

„Die Staatsverfassung, so sagt er (Ardinghella II. 311), ist nach Rom und Griechenland eingerichtet. Wir studirten dabei die Republik des Lyburg, des Plato, die Politik des Aristoteles und des Fürsten von Machiavelli, um uns vor diesen zu bewahren. Platons doppelten Bürgerstand, wo die eine Klasse die Ehrenstellen haben, die andere den Ackerbau treiben soll, vermieden wir weislich, behielten aber die Gemeinschaft der Güter gegen den Aristoteles. Der Haufen Uebel, den wir dadurch ersparten, war allzugroß. Inzwischen fand noch immer Eigenthum statt und jedem blieb, was er mit sich brachte bis ans Ende seiner Tage. Ferner waren die Weiber nach dem erhabenen Schüler des Sokrates gemeinschaftlich und so die Männer, das ist, jedes hatte völlige Freiheit seiner Person und alle Gewaltthätigkeiten wurden hart bestraft.“

Auch die Weiber hatten Stimmen bei den allgemeinen Geschäften, doch nur 10 pCt. im Vergleich mit den Männern. Sie waren Mitglieber vom Staat, obgleich die schwächeren und ihnen blieb das Recht, gut oder nicht gut zu heißen, besonders was sie selbst betraf. Uebrigens war immer der Hauptunterschied, daß die Männer erwarben und sie bewahrten. Die Kinder gehörten dem Staat.“

Alle Einrichtungen dieses Idealstaates sind so, daß derselbe wahrhaft ein Aufenthaltsort für die „Seligen“ sein würde, wenn es die Berührung mit der Wirklichkeit nur ertragen könnte.

„Der beste Staat ist, wo alle vollkommene Menschen und Bürger sind und diesem folgt, wo die meisten es sind. Hier wird kein Nero geübt. Derjenige Mensch und Bürger ist vollkommen, welcher sein und seines Staates Rechte kennt und ausübt.“

Bei alledem ist auch für Heine diese Vollkommenheit nur möglich auf Grund der Sklavenarbeit. Das allein würde schon beweisen, daß er allzusehr gewohnt ist, sich in der Welt überkommener Gedanken zu bewegen — allerdings eine allgemeine menschliche Erscheinung.

Die Gründe liegen nahe. Ein öffentliches Leben im modernen Sinne kannte das 18. Jahrhundert nicht, kleinlicher Erwerbseifer, Flachheit allüberall. Wer sich nicht ihr anschließen wollte, mußte in der Literatur Anregung suchen. Daher die Sucht nach dem Schönen,

das oft zum Gefuchten wird. Den Menschen mit Bildungsbedürfnis, die in ihrer Zeit nur entsehrlichste Spießbürgerlichkeit fanden, mußte der altathenienische Staat als Ideal vorstehen. Ein solch geträumtes Ideal ist auch der Heine'sche Staat.

Bodenreformatonische Unklarheiten.

Das Unklarste von Allem, was uns bis jetzt von bodenreformatonischer Seite vorgekommen ist, ist der Artikel „Vom Ursprung des Kapitals“ in „Frei Land“, welcher im Anschluß an die Polemik mit der „Berliner Volks-Tribüne“ die Marx'sche Theorie kritisiert.

Daß der Verfasser Marx überhaupt nicht verstanden hat, geht, abgesehen von verschiedenen Gallimathiasen, schon daraus hervor, daß er konstant statt „Arbeitskraft“ — „Arbeit“ setzt, z. B.:

„Dies ist die Waare: Arbeit, die der Unternehmer zu ihrem Erstellungswerthe (Erziehung, Ausbildung und Ernährung der Arbeiter) kaufen kann, während er doch den Arbeiter mehr arbeiten läßt, als derselbe nöthig hätte, wenn er nur das Aequivalent seines Erstellungswerthes zu erarbeiten hätte, und den Restbetrag für sich einstreicht.“

Jeder, der Marx kennt, weiß, daß der Unterschied „Arbeitskraft“ und „Arbeit“ bei ihm sehr wichtig ist, und daß gerade in diesem Unterschied sein Fortschritt über Ricardo hinaus liegt.

Aber lassen wir das. Suchen wir uns durch die Unklarheiten hindurchzuarbeiten, um zu finden, was der Verfasser meint.

„Allein ein ander Ding ist dieser Arbeitswerth, und ein anderes der Preis des Productes, vermittelt dessen der Unternehmer Nutzen zu erzielen vermag. Und daß dieser Preis vom Arbeitswerth sehr verschieden sein kann, weiß Marx sehr gut.“

Nun verbißt sich aber bei Marx ein logischer Fehler, der in der unmerklichen Vermengung der Begriffe Arbeitswerth und Nutzen wurzelt. Wichtig ist freilich, daß der Arbeiter zwölf Stunden arbeiten mußte, während er, wenn die Preise insgesammt den Arbeitswerthen gleich wären, nur sechs Stunden nöthig gehabt hätte. Unrichtig, oder mindestens voreilig und unbewiesen aber ist die Voraussetzung, daß diese Gleichheit vorhanden ist, daß also diese Mehrarbeit sich ohne Weiteres in Mehrnutzen des Unternehmers verwandelt: trügerisch ist also die Unterstellung, als sei Mehrwerth als Arbeitswerth betrachtet und Mehrwerth, als Nutzen für den Unternehmer verstanden, ein und dasselbe.“

Es fällt Marx gar nicht ein, das zu behaupten. Wenn Herr S—r, der Verfasser des betr. Artikels, den Mann, den er widerlegt, zu leichtsinnig gelesen haben sollte, so hätte er doch nur an die Vorrede von Engels zum zweiten Band denken sollen, wo Engels sehr klar und in nicht zu übersehender Weise, selbst bei leichtsinniger Lektüre nicht zu übersehen, sagt:

„Nach dem Ricardo'schen Werthgesetz produziren zwei Kapitale, die gleich viel und gleich hoch bezahlte lebendige Arbeit anwenden, alle übrigen Umstände gleichgesetzt, in gleichen Zeiten Produkte von gleichem Werth und ebenfalls Mehrwerth oder Profit von gleicher Höhe. Wenden sie aber ungleiche Mengen lebendiger Arbeit an, so können sie nicht Mehrwerth, oder, wie die Ricardianer sagen, Profit von gleicher Höhe produziren. Nun ist aber das Gegenheil der Fall. Thatsächlich produziren gleiche Kapitale, einerlei, wie viel oder wie wenig lebendige Arbeit sie anwenden, in gleichen Zeiten durchschnittlich gleiche Profite. Hier liegt also ein Widerspruch gegen das Werthgesetz vor, den schon Ricardo fand, und den keine Schule ebenfalls zu lösen unfähig war. Diesen Widerspruch hatte Marx bereits im Manuscript „Zur Kritik“ gelöst; die Lösung erfolgt nach dem Plan des „Kapital“ im Buch III.“

Herr S—r sieht hier also ganz deutlich, daß Marx durchaus nicht „Mehrarbeit unmerklich in Mehrnutzen der Unternehmer verwandelt“, sondern daß Marx als ein Mann, der im Unterschied von den Bodenreformern es liebte, klar zu denken, diese Dinge sehr gut hat auseinanderzuhalten gewußt.

Prachtvoll ist die Art, wie unser Marxkritiker fortfährt:

„Es könnte recht wohl der Fall sein, daß eine neu eingeführte Maschine, obwohl das mit ihr erzeugte Produkt die Arbeitszeit der Arbeiter nicht im mindesten mehr in Anspruch nimmt, dem Unternehmer, so lange sie noch gewissermaßen sein Monopol ist, ungeheuren Nutzen abwirft und ihn zum reichen Manne macht; und umgekehrt kann es geschehen, daß der Unternehmer, trotzdem seine Arbeiter nur die Hälfte ihrer Zeit bezahlt erhalten, auch diesen Betrag nicht als Nutzen herauszieht, sondern zu Grunde geht. Von seinem Standpunkte aus betrachtet, steht die todtte Maschine sowie die lebendige Maschine Arbeiter genannt, ganz unter denselben Gesichtspunkten. Er berechnet die Erstellungskosten und den Nutzen, den er am Produkt hat; und für das Wirtschaftsgetriebe ändert es gar nichts, daß beide Maschinen, die eine von Holz und Eisen, die andere von Fleisch und Bein ist. Wenn ihm der Arbeiter mit Marx (S. 25) zurufen will: „Meine Waare Arbeit unterscheidet sich von anderem Waarenobbel dadurch, daß sie Mehrwerth schafft!“ so sieht der Geschäftsmann in sein Buch und findet vielleicht, daß er bis vor einem Jahre, trotzdem er den ungeheuren „Mehrwert“ der Arbeit seiner Arbeiter eingestekt hat, kaum auf die Kosten gekommen ist, während er seit Herstellung einer kleinen Verbesserung an seinen Maschinen, die doch keinen „Mehrwert“ schaffen, beginnt, recht gute Geschäfte zu machen, also für sich einen wirklich greifbaren Mehrwerth, d. i. Mehrnutzen einstreicht.“

Unser Schlauberger thut da, als wenn er etwas ganz Besonderes entdeckt hat, was den unglücklichen Marx nun ganz vernichten muß; leider sind die Leute so bössartig und haben die Entdeckung schon längst vor ihm gemacht. Was Herr S—r meint, ist der bekannte „Ertragsprofit“, der demjenigen zufällt, welcher zuerst neue Maschinen einstellt, und von dem Marx selbst mehrfach spricht.

Da Marx die Sache, ihrer Bedeutung nach, nur en passant behandelt, so wollen wir sie Herrn S—r etwas weitläufiger auseinandersetzen.

Nehmen wir an, die Produkteneinheit y wird in der Zeit z hergestellt; es sollen x Einheiten jährlich hergestellt werden, also yx in zx. Jetzt wird eine neue Maschine erfunden, welche menschliche Arbeit spart; sie stellt das Produkt in der Zeit a — m her.

Dann theilt sich x in i und $(x - i)$; und das Gesamtprodukt hat nun nicht mehr den Werth $z x$, sondern er besteht aus zwei Theilen:

$y i$ hat den Werth $(z - m) i$

und:

$y(x - i)$ hat den Werth $z(x - i)$

Um den Gesamtwert der jährlichen Gesamtproduktes zu erhalten, muß man beides addiren:

$y i + y(x - i) = (z - m) i + z(x - i)$

$= y i + y x - y i = z i - m i + z x - z i$

$= y x = z x - m i$

Die Produkteneinheit:

$y = \frac{z x - m i}{x}$

Demjenigen Unternehmer, welcher mit der alten Maschine arbeitet, kostet die Einheit $y = z$; sie hat aber nur den gesellschaftlichen Werth $\frac{z x - m i}{x}$; demjenigen

Unternehmer, welcher mit den neuen Maschinen arbeitet, kommt die Einheit y nur auf $(z - m) i + z(x - i)$ zu stehen; sie hat aber einen gesellschaftlichen Werth von $\frac{z x - m i}{x}$.

Die Differenz $\frac{z x - m i}{x} - (z - m) i$ ist sein Extraprofit, während bei dem Ersten die Differenz $(z - m) i$ sein Schaden ist.

Natürlich ist das bloß eine schematische Darstellung, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt, da Faktoren, die hier nicht in Betracht kommen, ausgelassen sind.

Ja, Herr S.-r., das haben wir schon lange gewußt, das ist uns nicht neu!

Mit dem Extraprofit ist Marx nunmehr zu Boden geschmettert, und Herr S.-r. geht daran, seine bodenreformatorische Meinung von der Sache kund zu thun.

Nehmen wir einmal an, die Naturdinge seien, wie es in neuoekonomischen Ländern bis zu einem gewissen Grade der Fall ist, für jeden frei zugänglich. Sie blieben als solche unter dieser Naturgesetzlich schlechthin unbezahlt. Nur sofern bereits Arbeit in ihnen vergegenständlicht wäre, erhielten sie Waarencharakter. Was hinderte denn also den Arbeiter, seine Arbeit direkt den Naturdingen zuzuwenden, um diesen durch seine Arbeit Werth zu verleihen? Gesetzt, es wollte trotzdem ein Unternehmer dem Arbeiter sagen: Ich habe aber die Maschinen; und dafür, daß ich dir erlaube, mit ihnen zu arbeiten, mußt du mit jedem Tag ein paar Stunden umsonst arbeiten! In diesem Augenblicke würde der Maschinenfabrikant B. kommen und sagen: der Maschinenfabrikant A. hat die Maschine dem Fabrikanten C. auf Kredit geliefert, warum sollte ich Arbeitern, die tüchtig sind, nicht eine gleiche auf Kredit liefern. Geht mir also nach und nach wieder, was mich die Maschine an Arbeitswerth kostet, und ihr braucht das unverkündete Verlangen des Fabrikanten nicht zu befriedigen. — Gesagt gethan! Die Arbeiter schaffen mit der Maschine, statt deren Arbeitswerth aus dem Erdsatz ihrer Waaren zurück und behalten ihren eigenen Arbeitswerth übrig. Der Unternehmer wird sich hüten, derartige Forderungen zu stellen.

Mit anderen Worten: die Arbeiter bilden eine Produktivassoziation in einem Lande, wo sie keine Grundrente zu bezahlen brauchen und sie machen das dadurch möglich, daß sie einen gutmüthigen Goldonkel finden, der ihnen die Produktionsmittel pumpet, ohne Zinsen dafür zu nehmen.

Ein Fabrikant, der seine Waare los sein will, ist ja zu Manchem fähig und wird eventuell sogar Einer so dumm sein, einer kapitallosen Arbeiterassoziation auf den Kredit ihrer kräftigen Arme und ihrer Ehrlichkeit hin zu pumpen.

Aber er wird gar bald merken, daß er der Reingefallene ist. Aus tausend Gründen können die Leute nicht mit dem großkapitalistischen Unternehmer konkurriren: Der Unternehmer kann sie durch systematisches Preisunterbieten todt machen; durch Einstellung neuer Maschinen; durch größere Deconomie in der Verwaltung, bessere Verbindungen im Verkauf etc.; dadurch, daß er seine Arbeiter so ausbeutet, daß keiner mitkommen kann, und so weiter, und so weiter. Die Sache ist doch oft genug praktisch in kommunistischen Arbeiterkolonien versucht.

Allerdings bildet sich Flürscheim ein, daß nach Aufhebung des Privateigentums am Boden der Zins überhaupt verschwindet, und daß sich damit der heutige Kapitalist überhaupt in einen derartigen Goldonkel verwandeln werde. Allein das ist denn doch ein geradezu sträflicher Optimismus.

„So lange der Zugang zu dem Erdboden, also zu den Naturkräften und Rohstoffen frei ist, kann der Arbeiter jeder Zeit, nach Befreiung der unnatürlichen Schranken, welche sich heute dem freien Austausch entgegenstellen, mehr Güter erzeugen, als er braucht“ — (Flürscheim).

Wenn er Kapital hat!

„Wo Jeder, der arbeiten will, mit Leichtigkeit Kapital erzeugen kann.“

Wenn er Kapital hat! —

... und so weiter: es wird ein großes Angebot von Kapital auf dem Markt erscheinen, der Weg der Anlage in Boden ist abgekürzt, und der Zins sinkt auf die Höhe der Gefahrprämie.

oder korrekter, auf den Nullpunkt, denn Gefahrprämie ist kein Zins.

Allerdings würde nach Aufhebung des Privateigentums am Boden der Zins stark sinken. Aber das würde zur Folge haben, nicht daß die Goldonkel ihr Geld zinsfrei Produktivassoziationen überliefern, sondern daß sich das Kapital konzentrierte. Das geht so zu:

Zins und Kapitalprofit stehen in enger Beziehung zu einander. Um das zu verstehen, muß man sich Folgendes klar machen:

Das jährliche Gesamtprodukt zerfällt in zwei Theile; in die Reproduktion der in die Produktion ge-

steckten Werthe (konstantes und variables Kapital = $c + v$) und dem neugeschaffenen Mehrwerth m ; also in $(c + v) + m$.

$(c + v)$ muß so verkauft werden, daß für die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die in ihm steckt, ein vollständiges Äquivalent erhalten wird, der Preis muß gleich dem Werth sein. Bei m liegt die Sache anders; hier richtet sich der Preis nicht nach dem Werth, sondern er wird durch die Konkurrenz der Kapitalien bestimmt. Je schärfer die Kapitalien mit einander konkurriren, desto niedriger wird der Preis für m . Der Preis für m ist aber der Profit, den der Unternehmer einstreicht; geht er zurück, so sinkt sein Profit; sinkt sein Profit, so muß er mehr Kapitalien anlegen, um durch die größere Profitmasse das einzubringen, was ihm an der Profitrate verloren geht. Mehr Kapitalien anlegen kann er aber nur, wenn er sie hat; mit anderen Worten: es kann sich nur noch das große Kapital halten; das Kleine geht verloren.

Es ist wunderbar, daß Flürscheim nicht darauf gekommen ist, die Abschaffung des Privateigentums am Boden einmal von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten; da doch in der Praxis schon — und außer auf den sogenannten gesunden Menschenverstand ist er ja darauf am meisten stolz, daß er ein „Praktiker“ ist — sehr klar zu beobachten ist: hoher Zins und hohe Profitrate gehen Hand in Hand mit der Kleinproduktion; bei der Großproduktion sehen wir niedrige Profitrate und niedrigen Zins.

Mais revenons à nos moutons. Wir haben gesehen, daß das vermehrte Kapitalangebot, welches aus dem Abschneiden des Bodenmarktes resultieren würde, lediglich die Kapitalkonzentration verstärken würde; in der Anmerkung zu dem Friedländerischen Artikel in Nr. 28 haben wir gezeigt, daß die Grundrente, wenn sie vom Staat eingezogen würde, doch zuletzt lediglich dem Unternehmer zu Gute komme. Man tazire demnach folgenden Erguß des Herrn S.-r.:

„Wir möchten den Verfasser des „armen Unternehmers“ vor allem recht dringend bitten, daß er sich die Meinung aus dem Kopfe schlage, als ob es den Bodenreformern darum zu thun sei, das Unternehmertum gegenüber dem Grundbesitz besonders in Schutz nehmen zu wollen. Es fällt uns nicht ein, etwa eine Unternehmerpartei im Gegensatz zur Agrarierpartei bilden zu wollen. Wir bekämpfen den arbeitslosen Erwerb, der sich darauf gründet, daß der bloße Besitz die Arbeit tributpflichtig macht, im vollen Umfange. Nicht hierin beruht der Gegensatz, in dem wir uns zum Sozialismus befinden. Im Gegentheil, hier sind wir völlig mit ihm einig.“

Daß die Bodenreformer mit Bewußtsein die Interessen des mobilen Kapitals gegen den Grundbesitz vertreten, haben wir nie behauptet. Daß sie das nicht thun, beweist nicht nur ihre phrasenhafte, aber ehrliche Ideologie von Gerechtigkeit, Gleichheit, Humanität, sondern auch namentlich der Umstand, daß trotz des unlegbar kleinbürgerlichen Instinktes, der sie beherrscht, ihre Forderung schließlich doch nur zum weiteren Ruin des Kleinbürgerthums beitragen würde.

— Es würde zu weit führen, wenn wir noch die weiteren Unklarheiten hervorheben wollten, die nicht von dieser Wichtigkeit sind. Möge es an den vorliegenden genug sein.

Sozialistische Programme.

Statuten der Internationalen Arbeiter-Assoziation.

(Von K. Marx, London, September 1864, definitive Fassung auf dem Genfer Kongreß 1866.)

In Erwägung

daß die Emanzipation der arbeitenden Klassen durch die arbeitenden Klassen selbst erobert werden muß, daß der Kampf für die Emanzipation der arbeitenden Klassen nicht einen Kampf für Klassenprivilegien und Monopole, sondern für gleiche Rechte und Pflichten und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft bedeutet;

daß die ökonomische Abhängigkeit der Männer der Arbeit von Monopolisten der Werkzeuge der Arbeit, der Quellen des Lebens, die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit bildet;

daß deshalb die ökonomische Emanzipation der arbeitenden Klassen das große Ziel ist, welchem jede politische Bewegung als bloßes Hilfsmittel sich unterordnen sollte;

daß alle auf dies große Ziel gerichteten Anstrengungen bisher an dem Mangel der Solidarität zwischen den vielfachen Zweigen der Arbeit jedes Landes und an dem Nichtvorhandensein eines brüderlichen Bandes der Einheit zwischen den arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder gescheitert sind;

daß die Emanzipation der Arbeit weder im lokalen, noch im nationalen, sondern im sozialen Problem ist, welches alle Völker umfaßt, in denen moderne Gesellschaft existirt, in deren Lösung von der praktischen und theoretischen Mitwirkung der fortgeschrittensten Länder abhängt;

daß das gegenwärtige Wiederaufleben der arbeitenden Klassen in den gewerblichen Ländern Europas, während es neue Hoffnungen rege macht, eine feierliche Warnung vor einem Rückfalle in alte Fesseln enthält und ein unmittelbares Bündniß der noch getrennten Bewegungen erfordert, aus diesen Gründen erklärt der erste internationale Arbeiterkongreß, daß die internationale Arbeiterassoziation und alle ihr angehörenden Gesellschaften und Individuen Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage ihres Betrages unter einander und gegen alle ihre Mitmenschen, ohne Rücksicht auf Farbe, Bekenntnis oder Nationalität, anerkennen.

Der Kongreß betrachtet es als Pflicht des Mannes, die Rechte eines Mannes und Bürgers nicht bloß für sich selbst, sondern für Jedermann, der seine Pflicht thut, zu fordern. Kein Recht ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte.

Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

Angenommen auf dem Eisenacher Kongreß, August 1869.

I. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei erstrebt die Errichtung des freien Volksstaats.

II. Jedes Mitglied der sozialdemokratischen Arbeiterpartei verpflichtet sich, mit ganzer Kraft einzutreten für folgende Grundzüge:

1. Die heutigen politischen und sozialen Zustände sind im höchsten Grade ungerecht und daher mit größter Energie zu bekämpfen.
2. Der Kampf für die Befreiung der arbeitenden Klassen ist nicht ein Kampf für Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Abschaffung der Klassenherrschaft.
3. Die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von den Kapitalisten bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, und es erstrebt deshalb die sozialdemokratische Partei unter Abschaffung der jetzigen Produktionsweise (Vohnsystem) durch genossenschaftliche Arbeit den vollen Arbeitsvertrag für jeden Arbeiter.
4. Die politische Freiheit ist die unentbehrlichste Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat.
5. In Erwägung, daß die politische und ökonomische Befreiung der Arbeiterklasse nur möglich ist, wenn diese gemeinsam und einheitlich den Kampf führt, giebt sich die sozialdemokratische Arbeiterpartei eine einheitliche Organisation, welche es aber auch jedem Einzelnen ermöglicht, seinen Einfluß für das Wohl der Gesamtheit geltend zu machen.
6. In Erwägung, daß die Befreiung der Arbeit weder eine lokale noch nationale, sondern eine soziale Aufgabe ist, so stehen alle Länder, in denen es moderne Gesellschaft giebt, umfaßt, betrachtet sich die sozialdemokratische Arbeiterpartei, soweit es die Vereinsgesetze gestatten, als Zweig der internationalen Arbeiterassoziation, sich den Bestrebungen anschließend.

III. Als die nächsten Forderungen in der Agitation der sozialdemokratischen Arbeiterpartei sind geltend zu machen:

1. Ertheilung des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts an alle Männer vom 20. Lebensjahre an, zur Wahl für das Parlament, die Landtage der Einzelstaaten, die Provinzen und Gemeindevertretungen, wie alle übrigen Vertretungskörper, den gewählten Vertretern sind genügende Diäten zu gewähren.
2. Einführung der direkten Gesetzgebung (das Vorschlags- und Verwerfungsrecht) durch das Volk.
3. Aufhebung aller Vorrechte des Standes, des Besitzes, der Geburt und Konfession.
4. Errichtung der Volkswehr an Stelle des stehenden Heeres.
5. Trennung der Kirche von Staat und Trennung der Schule von der Kirche.
6. Obligatorischer Unterricht in Volksschulen und unentgeltlicher Unterricht in allen öffentlichen Bildungsanstalten.
7. Unabhängigkeit der Gerichte, Einführung der Geschworenen- und Fachgewerbe-Gerichte, Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens und unentgeltliche Rechtspflege.
8. Abschaffung aller Preis-, Vereins- und Koalitions-gesetze; Einführung des Normalarbeitstages; Einschränkung der Frauen- und Verbot der Kinderarbeit.
9. Abschaffung aller indirekten Steuern und Einführung einer einzigen direkten progressiven Einkommensteuer und Erbschaftsteuer.
10. Staatliche Forderung des Genossenschaftswesens und Staatskredit für freie Produktivgenossenschaften unter demokratischen Garantien.

Programm der sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands.

Angenommen auf dem Vereinigten Kongreß zu Gotha, 22. bis 27. Mai 1875, revidirt auf dem Parteikongreß zu Widen, 20. bis 23. August 1890.

I. Die Arbeit ist die Quelle allen Reichthums und aller Kultur, und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, das gesamte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinen verhältnismäßigen Bedürfnissen.

In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der Kapitalistenklasse; die hierdurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen.

Die Befreiung der Arbeiterklasse erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Verteilung des Arbeitsertrages.

Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse sind.

II. Von diesen Grundzügen ausgehend, erstrebt die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands mit allen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft, die Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes durch Abschaffung des Systems der Lohnarbeit, die Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt, die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit.

Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, obgleich zunächst im nationalen Rahmen wirkend, ist sich des internationalen Charakters wohl bewußt und entschlossen, alle Pflichten, welche derselbe den Arbeitern auferlegt, zu erfüllen, um die Brüderlichkeit aller Menschen zur Wahrheit zu machen.

Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert, um die Lösung der sozialen Frage anzubahnen, die Errichtung von sozialistischen Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe unter der demokratischen Kontrolle des arbeitenden Volkes. Die Produktivgenossenschaften sind für Industrie und Ackerbau in solchem Umfang ins Leben zu rufen, daß aus ihnen die sozialistische Organisation der Gesamtarbeit entspringt.

Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert als Grundlagen des Staates:

1. Allgemeines, gleiches, direktes Wahl- und Stimmrecht, mit geheimem und obligatorischer Stimmabgabe aller Staatsangehörigen vom zwanzigsten Lebensjahre an für alle Wahlen und Abstimmungen in Staat und Gemeinde. Der Wahl- oder Abstimmungstag muß ein Sonntag oder Feiertag sein.
2. Direkte Gesetzgebung durch das Volk. Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk.
3. Allgemeine Wehrhaftigkeit. Volkswehr an Stelle der stehenden Heere.
4. Abschaffung aller Ausnahme-gesetze, namentlich der Preis-, Vereins- und Versammlungsgesetze, überhaupt aller Gesetze, welche die freie Meinungsäußerung, das freie Denken und Forschen beschränken.
5. Rechtspflege durch das Volk. Unentgeltliche Rechtspflege.
6. Allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat. Allgemeine Schulpflicht. Unentgeltlicher Unterricht in allen Bildungsanstalten. Erklärung der Religion zur Privatsache.

Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert innerhalb der heutigen Gesellschaft:

1. Möglichste Ausdehnung der politischen Rechte und Freiheiten im Sinne der obigen Forderungen.
2. Eine einzige progressive Einkommensteuer für Staat und Gemeinde, anstatt aller bestehenden, insbesondere der das Volk belastenden indirekten Steuern.
3. Unbeschränktes Koalitionsrecht.
4. Einen den Gesellschaftsbedürfnissen entsprechenden Normalarbeitsstag. Verbot der Sonntagsarbeit.
5. Verbot der Kinderarbeit, und aller die Gesundheit und Sittlichkeit schädigenden Frauenarbeit.
6. Schutzgesetze für Leben und Gesundheit der Arbeiter. Sanitäre Kontrolle der Arbeiterwohnungen. Ueberwachung der Bergwerke, der Fabrik-, Werkstatt- und Hausindustrie durch von den Arbeitern gewählte Beamte. Ein wirksames Haftpflichtgesetz.
7. Regelung der Gefängnisarbeit.
8. Volle Selbstverwaltung für alle Arbeiterhilfs- und Unterstützungskassen.

Kein Nothstand!

Folgende drei Notizen fanden wir an einem Tage in den Berliner Zeitungen:

Verhungert! Passanten der Chausseestraße beobachteten in der geistigen Nacht ein etwa 20-jähriges Mädchen, welches wie betrunken den Straßenrand entlang taumelte und schließlich in der Nähe des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters auf dem Trottoir zusammenbrach. Man eilte der Person schnell zu Hilfe und schaffte sie in einen Hausflur; hier konnte die Fremde nur noch mit erlöschender Stimme mitteilen, daß sie vor Hunger umgefallen sei, da sie seit Monaten sich nur noch von trockenem Brot genährt, seit etwa sechs Tagen überhaupt nichts mehr gegessen habe. Weitere Fragen über Namen und Wohnung konnte die Vermisste jedoch nicht mehr beantworten, da sie bewusstlos wurde. Die Verhungerte wurde nunmehr nach der Sanitätswache in der Eichendorffstraße geschafft, doch alle hier angewandten Mittel zur Wiederherstellung blieben bei der großen Schwäche der Unglücklichen erfolglos, so daß sie schließlich nach der Charité überführt werden mußte, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, die Personalien des Mädchens festzustellen.

Verhungert! In der Heinersdorferstraße brach ein junger Mann zusammen, den man erst für betrunken hielt. Bald aber kam das Publikum zu der Ueberzeugung, daß der Mann infolge von Entkräftung umgefallen war. Man brachte denselben in den Flur des Hauses Heinersdorferstraße 1, wo man sich bemühte, dem anscheinend von innerlichen Krämpfen befallenen Menschen Milch mit etwas Kaffee einzuschließen. Dadurch erholte er sich einigermaßen und nun gab er an, daß er seit sieben Tagen fast nichts gegessen habe. Durch seine mit 24 Duitungsmarken à 30 Pfennig bestellte Altersversicherungskarte legitimierte er sich als der im Jahre 1857 zu Wansen, Kreis Ohlau i. Schl., geborene Malergehilfe Paul Peizkow. Ein herbeigeholter Schutzmänn brachte den Kranken nach dem städtischen Krankenhause im Friedrichshain.

Aus Noth zur Diebin geworden. Mit dem Rufe: Haltet die Diebin! wurde gestern in der Brunnstraße eine Frau verfolgt und schließlich derart niedergeschlagen, daß sie eine schwere Stirnwunde davontrug. Die Frau hatte von dem Wagen eines Reinickendorfer Wäders ein Landbrot gestohlen. Sie erzählte, daß sie Witwe eines Tagelöhners sei, nicht einen Pfennig mehr zum Leben gehabt, und, um ihren vier armen Kinderchen den Hunger stillen zu können, die Verzweiflungsthat begangen habe. Der Reinickendorfer Landbrothändler beruhigte sich erst, als ihm ein des Weges kommender Bauarbeiter 50 Pfennige für das Brot aus seiner Tasche gab. Derselbe veranstaltete nun unter der Menge eine Hut Sammlung und in wenigen Minuten konnte er der noch immer heftig Blutenden einen recht ansehnlichen Geldbetrag in den Schooß schütten.

Verschiedenes.

In der „Adriatischen Zeitung“, die doch gewiß nicht „zum Klassenhaß aufreizt“, schildert ein amerikanischer Korrespondent die **Millionäre in den Ver. Staaten.**

New-York hat mehr als 1000 Millionäre und zwar Dollar-Millionäre. Ein Pariser Millionär, will sagen ein Frank-Millionär, gilt dort nicht für reich, sondern nur für wohlhabend. Auch der Mark-Millionär spielt neben dem Dollar-Millionär eine klägliche Rolle.

Die meisten dieser 1000 Millionäre haben übrigens mehr als nur eine Million Dollars. „Eine einzige solche Million“, schreibt der Verfasser des aus New-York datierten Artikels, „steht gar nicht gut aus, wenn ich die Wahrheit sagen soll. Der Mann, der sie hat, ist eher zu bedauern, als zu beneiden. Entweder hat er im Leben die Chancen nicht gehabt, ein wirklich anständiges Vermögen zu machen, oder er war dumm genug, seine Chancen nicht genug auszunutzen. Er ist also, wenn ich es gerade heraus sagen soll, ein Pechvogel oder ein Dummkopf gewesen.“

Der Millionär kommt hier übrigens so wie so allgemein aus der Mode. Der Begriff „reicher Mann“ wird in nicht ferner Zeit durch den „Billionär“ dargestellt werden. Man hat berechnet, daß eine einigermaßen gut verwaltete Million Dollars in 150 Jahren zu einem Kapital von tausend Millionen Dollars anwächst, und eine Anzahl von Millionären New-Yorks sind auf dem besten Wege, Billionäre zu werden; einige sollen nur mehr 40 bis 50 Jahre dahin haben. Schon jetzt ist ein jährliches Einkommen von fünf Millionen Dollars hier gar nichts Ungewöhnliches. Natürlich strebt jeder einigermaßen ehrgeizige und unternehmende Mann, der sich bisher mit ein bis zwei Millionen jährlich kümmerlich durchschlagen mußte, mit allen Kräften danach, auf eine Basis zu gelangen, die es ihm gestattet, wirklich anständig zu leben, und alles das mitzumachen, was zu dem Begriffe „solid comfort“ gehört. Der Mann mit den ein bis zwei Millionen jährlich mag ja für seine eigene Person ganz anspruchslos sein, aber Frau und Lächter bewegen sich in der Welt, während Papa in seiner Office (Bureau) sitzt, und es ist doch fatal, diesen lieben Geschöpfen irgend etwas abschlagen zu müssen unter dem traurigen Vorwand, daß es zu viel kostet. Manchmal hat auch der Mann seine kleinen Passionen, die viel Geld kosten. So hat sich in Syracuse, im Staate New-York, ein Millionär einen Pferdeestall bauen lassen, der 700 000 Dollars gekostet hat.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch einiges über den unangenehmen Luxus, der von den Inhabern solcher fabelhaften Reichtümer entfaltet wird.

Die Familie Astor, deren Reichtum als ganz besonders solid gilt, weil er meistens aus Häusern und Bauplätzen in den theuersten Vierteln New-Yorks besteht, speist bei gewissen Dinern auf einem Silberservice im Werthe von 50 000 Dollars. Die Blumen, mit denen so eine Tafel geschmückt wird, kosten häufig 5000 Dollars und darüber, worauf es sich erklärt, daß New-York im Jahre fünf Millionen Dollars für Blumen ausgibt. Die Pariser Roben und Diamanten, welche eine Dame im vollen Staat trägt, sind von 10 000 bis 30 000 Dollars werth. Eine New-Yorker Dame trägt bei festlichen Gelegenheiten ein Diamantenhalsband im Werthe von 130 000 Dollars.

Seit dem Tode Lincolns ist es dahin gekommen, daß heute 250 000 Familien drei Viertel des Reichtums der Vereinigten Staaten besitzen und daß ungeheurer Reichtum und grauenhaftes Elend nirgends in der Welt härter auf einander stoßen, als in den industriellen Mittelpunkten Amerikas. Im heiligen New-York werden von der Polizei alljährlich 150 000 dem äußersten Elend verfallene Menschen mit Obdach versehen. Solche Daten können aber nur denen Kopfschmerzen verursachen, welche nichts von den Gesetzen des künstlerischen Kontrastes verstehen. Die reiche Dame, die 30 000 Dollar auf dem Leibe trägt, erscheint erst dann in ihrer ganzen plastischen und koloristischen Pracht, wenn man

sich neben ihr die Lumpenfammlerin denkt, welche in den Abfallkästen der reichen Häuser nach Speiseresten sucht, sie ihren hungrigen Kindern nach Hause zu bringen. Das Hühnerhaus für 15 000 Dollars, das Banderbild, welches sich kürzlich hat bauen lassen, erhält erst sein richtiges „relief“ durch den Hintergrund der „tenement houses“ in New-York, in denen Hunderttausende von Arbeitern in einem Zustande von physischem und moralischem Schmutz leben, der ähnlichen Erscheinungen in London sicherlich nichts nachgiebt.

Die Fruchtbarkeit der Ehen in Frankreich. Auf die eigenthümliche Bevölkerungszunahme in Frankreich haben wir schon öfter hingewiesen. Sie ist die Folge der Zerspaltung des Bodens in kleine Parzellen, welche nicht weiter getheilt werden dürfen, wenn sie den Besitzer noch ernähren sollen. Da aber das Gesetz strenge Erbtheilung verlangt, so sind die Bauern darauf angewiesen, sich auf höchstens zwei Kinder zu beschränken. — Wir finden nun folgende Statistik der Fruchtbarkeit der französischen Ehen in 1890:

2 600 000 Ehen ohne Kinder	
2 500 000 Ehen mit 1 Kinde	
2 300 000 „ „ 2 Kindern	
1 500 000 „ „ 3 „	
1 000 000 „ „ 4 „	
550 000 „ „ 5 „	
330 000 „ „ 6 „	
200 000 „ „ 7 und mehr Kindern.	

Der Pauperismus in Deutschland. In Deutschland waren im Jahre 1885 nicht weniger als 1 592 386 Personen gezwungen, die öffentliche Armenpflege in Anspruch zu nehmen. Der Gesamtaufwand für dieselbe betrug 1885 92 452 517 Mark oder nahezu 2 Mk. für den Kopf der Bevölkerung. Für Preußen allein bezifferte sich die Gesamtarmenlast auf 49 708 294 Mk. = 1,8 Mk. pro Kopf der Bevölkerung (die Einkommen- und Klassensteuer ergab zur selben Zeit 54 286 202 Mk.).

Auf je 100 Einwohner kamen 3,37 von Armenverbänden unterstützte Personen.

Die höchste Armenlast weist die industriell so hoch entwickelte Rheinprovinz auf mit 10 703 583. Voll Wichtigkeit ist die Gegenüberstellung von Klassen- und Einkommensteuer einerseits und Armenlast andererseits.

Für je 100 Mk. Klassen- und Einkommensteuer entfallen an Armenlasten in Preußen auf folgende Provinzen:

Ostpreußen	129,9 Mark
Westpreußen	132,5 „
Stadtkreis Berlin	101,4 „
Brandenburg	71,7 „
Pommern	82,6 „
Posen	102,2 „
Schlesien	63,0 „
Schleswig-Holstein	124,3 „
Hannover	97,3 „
Westfalen	117,8 „
Hessen-Rhassau	60,2 „
Rheinprovinz	123,8 „

im Durchschnitt 91,6 Mark

Das sind in der That sehr lehrreiche Zahlen, in deren Spiegel sich die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nicht sehr erbaulich zeigen; die Armenlasten müssen eben dazu gehalten, um zum Vortheile der Gewerbetreibenden und Unternehmer die Unkosten der Arbeiter decken zu helfen.

Man darf dabei nicht vergessen, daß es sich um Armenunterstützung arbeitsfähiger und arbeitswilliger Leute handelt — also um Arbeiter, welchen die kapitalistische Produktionsweise trotz ihrer Arbeiter keine Christenmöglichkeit gewährt; oder die trotz ihres guten Willens keine Arbeit zu finden vermögen.

Achtung!

Sozialdemokratischer Wahlverein für den vierten Berliner Reichstags-Wahlkreis.

Grosse Versammlung

am Dienstag, den 4. August, Abends 8^{1/2} Uhr, im „Vereinshaus Süd-Ost“, Waldemarstr. 75.

Tages-Ordnung:

1. Fortsetzung der Diskussion über den Programm-Entwurf.
2. Verschiedenes und Fragekasten.

Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Es ist Pflicht eines jeden Genossen, in dieser Versammlung zu erscheinen.

Der Vorstand.

Halberstadt.

Wer von den Genossen die Verbreitung der „Berliner Volks-tribüne“ übernehmen will, möge sich an Unterzeichnete wenden.

Die Expedition.

Gera.

Wer von den Parteigenossen den Vertrieb der „Berliner Volks-tribüne“ übernehmen will, möge sich an Unterzeichnete wenden. Die Expedition.

Bringe meinen Freunden u. Genossen meine **Kind- u. Schweineschlächtereien** in freundliche Erinnerung.

Zentr.-Markthall. Stand 148.
Carl Aurin.

Allen Parteigenossen empfehle **blaue Jacken, Blousen und Arbeitshosen** zu enorm billigen Preisen.
Gustav Weihrach
Forst i. L., Marktstraße 3.

Beantwortlicher Redakteur: **Paul Ernst**, Berlin. — Verleger und Drucker: **Mauver, Werner, Dimnick**, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.



Solidarität!

Arbeiter! Nur Hüte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertigten gerechter Lohn wurde!

Kauf nur Hüte mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Plag geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, kaufe in Zukunft nur Hüte, in denen obige Marke eingeklebt ist.

Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist streng, die Marke muß schon vorher im Hute kleben.

— Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten —

Berlin, 1890. Für die Arbeiter der Hutindustrie:
Die Kontrol-Kommission.

Genossen empfehle mein Hutgeschäft. **Arbeits nur mit Fabrikanten**, welche sich der **Kontrollmarken deutscher Hutmacher angenommen haben.** Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

Adolph Kehr.

Meerschamm-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: **Portraits** bewährter sozialistischer Führer (Kassale, Marx u. A.), in **Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlipsnadeln, Manchettenknöpfen, Stöcken und Brochen.** en gros. en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Restaurant zum „Zukunftsstaat“

Adolph Scholtz,
Kassanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet).
Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.

Cigarren eigener Fabrik **Wer Geld sparen will,**
von **Heinr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143.** lasse sich Proben kommen aus dem **Cachrest-ger**, in nur **seinen Sachen** von **S. Hanauer, Euskirchen** bei **Nachen.**
Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Empfehle den Parteigenossen meine **Cigarren eigener Fabrik** aus rein amerik. Tabak, 25 Cigar. 1 Mk. **Tabak und Cigaretten.** **Julius Ulbrich,** **Sklaiterstraße 41, nahe Kaufherpl.**

Cigarren-Geschäft **F. Wiese** **Kottbuser Platz, Ecke Sülaiterstraße 15** wird **Qualitätsrauhern** in empfehlende Erinnerung gebracht.

Bleistifte. Genossen! Kauft nur die Bleistifte „Solidarität“ oder „Acht-Stunden-Arbeit“ von **Jean Blos, Stein bei Rärnberg.** Liefere franko auch kleine Bestellungen. Bei Abnahme von 10 Mark Werth Prozente. Besonders die Vereins- und Gewerkschafts-Vorstände werden hierauf aufmerksam gemacht.

Stempel aus **Kautschuk und Metall** liefert schnell und billig die **Fabrik von Robert Hecht** **Berlin S.** **55. Oranien-Str. 55.** **Wiederverkäufern hohen Rabatt.**

Nächster Tage erscheint Heft 17—18 der **Familien-Bibliothek** mit dem Bilde des **Österreich. Partitages**, worauf wir alle Genossen jetzt schon aufmerksam machen. Bestellungen wolle man gefälligst an die Administration der „Familien-Bibliothek“ **Wien VII., Raupstraße 117** richten.

Rohtabak **H. Herholz,** **Brunnenstr. 145.**